

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 4

Rubrik: Dossier : Familie und Partnerschaft im Wandel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sibylle Meyer,

Dr. phil., Jg. 1955,
Studium der Soziologie,
Politikwissenschaft,
Psychologie und Sozial-
arbeit. 1985–1990
wiss. Mitarbeiterin an
der TU Berlin. 1982–
1993 zusammen mit
Eva Schulze Forschungs-
gesellschaft «Technik
und Familie».

Eva Schulze,

Dr. phil., Jg. 1948,
Studium der Soziologie
und Innenarchitektur.
1984–1987 wiss. Mit-
arbeiterin am Institut
für Zukunftsstudien und
Technologiebewertung.
1985–1990 wiss. Mit-
arbeiterin an der TU
Berlin. Zusammen mit
Sibylle Meyer seit 1995
Geschäftsführung und
wissenschaftliche Lei-
tung des BIS – Berliner
Institut für Sozial-
forschung GmbH. For-
schungs- und Publika-
tionsschwerpunkte:
Familiensoziologie,
Neue Lebensstile, Ge-
rontologie, Technikfor-
schung, Geschichte der
Hausarbeit, Transforma-
tionsprozesse in den
neuen Bundesländern.

WANDEL VON EHE, FAMILIE UND PARTNERSCHAFT

Seit der Nachkriegszeit hat sich in der Bundesrepublik nicht nur die Einstellung der Frauen zu Ehe, Familie und Partnerschaft grundlegend verändert, sondern auch ihr Verhalten. Sie sind mit der alleinigen Verantwortung für Familie und Hausarbeit nicht mehr einverstanden und versuchen, diese Rollenfestschreibung innerhalb und ausserhalb der Ehe zu verändern. Dieser Wandlungsdruck steht in Zusammenhang mit verschiedenen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen.

Das rapide Wirtschaftswachstum der Nachkriegsjahre und die damit verbundenen sektoralen Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkt haben zu einer Zunahme der Erwerbsarbeit von Frauen insgesamt und vor allem von Ehefrauen und Müttern geführt. Ein ebenso wichtiger Faktor für die Veränderung der Einstellung von Frauen gegenüber Familie und Beruf war die Ausweitung des Bildungssystems seit Anfang der sechziger Jahre. Sie führte zu einem starken Anstieg der Zahl der Mädchen mit qualifizierter Ausbildung und ermöglichte dadurch auch neue Lebensansprüche der Frauen. Die Bildungsreform brachte vor allem einen Zugewinn für die Frauen; nicht zu Unrecht wird von einer Feminisierung der Bildung gesprochen. Hinzu kommt, dass junge Frauen immer deutlicher sehen, dass ihr Auskommen für das Alter gefährdet ist, wenn sie sich allein auf Ehe und Familie als finanzielle Absicherung verlassen. Durch die zunehmende Instabilität von Partnerschaften (die Zahl der Ehescheidungen hat sich zwischen 1960 und 1990 fast vervierfacht) wird eine eigenständige soziale Absicherung unabdingbar. Einziges probates Mittel hierfür ist eine qualifizierte Erwerbstätigkeit, die auch eine individuelle Alterssicherung begründet.

Der Wandel im Verhalten und in den Einstellungen der Frauen gegenüber Ehe und Familie steht nicht zuletzt auch in Zusammenhang mit einer seit den sechziger Jahren liberalisierten Sexualmoral und dem Zugang zu verbesserten Verhütungs-

mitteln. Die dadurch eingetretene Entkoppelung von weiblicher Sexualität und Mutterschaft bzw. die Möglichkeit einer sichereren Familienplanung hat die Optionen der Frauen hinsichtlich ihrer Lebensplanung und der gewählten Beziehungsformen erweitert.

Trotz dieser Veränderungen auf seiten der Frauen hat sich bislang am Verhalten und an den Einstellungen der Männer wenig geändert. Auch heute noch erwarten die meisten Männer, dass Frauen für den reibungslosen Alltagsablauf in Haushalt und Familie alleine verantwortlich sind. Diese Ansprüche treffen berufstätige Frauen genauso wie «Nur»-Hausfrauen.

Familien- und Lebensformen

Die Bedeutung von Ehe und Familie als eine auf lebenslange Dauer konzipierte Lebensform ist seit den fünfziger Jahren erheblich zurückgegangen. Zwar heiraten immer noch rund drei Viertel aller Frauen in ihrem Leben wenigstens einmal, aber der Anteil der Ehepaare an der Gesamtzahl der Haushalte sinkt. Dies ist sowohl auf den Rückgang der Heiratsneigung und auf steigende Scheidungsraten als auch auf die Zunahme derer zurückzuführen, die in ihrem Leben gar nicht heiraten wollen.

Nach dem «Babyboom» der sechziger Jahre ging die Geburtenrate in der Bundesrepublik stark zurück und sank weit unter das Niveau der «Bestandserhaltung der Bevölkerung». Eine wichtige Ursache für diese demographischen Trends liegt in

der Veränderung der Altersstruktur von Frauen bei der Geburt von Kindern. In den ersten Nachkriegskohorten wurden Frauen in sehr jungen Jahren Mutter. Heute sind die Mütter bei der Geburt ihres ersten Kindes häufig 30 Jahre oder älter. Dabei zeigt sich eine deutliche Abhängigkeit vom Bildungsabschluss: je höher das Bildungsniveau, desto später die erste Mutterschaft.

Für die meisten Frauen ist es, wenn sie Kinder bekommen, nach wie vor selbstverständlich zu heiraten. Die Familiengrösse ist in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zurückgegangen. In Familien sind Männer in der Regel ganztags erwerbstätig, wohingegen die Erwerbstätigkeit der Frauen abhängig von Anzahl und Alter der Kinder ist. Die Mehrheit der jungen Mütter trägt also die Verantwortung für Haushalt und Familie auch weiterhin allein.

Auch die Anzahl der Frauen, die ihr Kind alleine grossziehen, ist in den letzten Jahren gestiegen. Die Gründe, warum Frauen ihre Kinder alleine erziehen, haben sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Insgesamt kann man natürlich nicht sagen, alle Alleinerziehenden würden diese Lebensform freiwillig wählen. Jedoch hat die Anzahl derer in den letzten Jahrzehnten zugenommen, die sich bewusst dafür entschieden haben, ihr Kind alleine grosszuziehen und der Ehe den Rücken zukehren. Zu dieser Gruppe gehören Frauen, die schon in der Schwangerschaft wussten, dass ihr Partner nicht bereit sein würde, sich an der Erziehung zu beteiligen, oder Frauen, die sich – aufgrund welcher Motivation auch immer – bewusst aus einer ehelichen oder nichtehelichen Partnerschaft lösten und das Kind bei sich behielten.

Die Mehrzahl der Alleinerziehenden bestreitet ihren Lebensunterhalt durch Erwerbstätigkeit; hinzu kommen Kindergeld vom Vater und staatliche Unterstützungsleistungen (Wohngeld usw.). Die Nicht-Berufstätigen beziehen entweder Unterhalt und Kindergeld vom ehemaligen Partner, Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe. Einige wenige erhalten darüber hinaus finanzielle Unterstützung durch ihre Eltern. Das Einkommen der Alleinerziehenden ist durchschnittlich niedriger als das von Paaren mit Kindern. Dies gilt insbesondere für alleinerziehende Mütter,

da Frauen zumeist weniger verdienen als Männer in vergleichbaren Positionen.

Eine andere Lebensform, die in den letzten Jahrzehnten ebenfalls zunehmend von Frauen bevorzugt wird, ist das Zusammenleben mit einem Partner ohne Trauschein. Dies gilt vor allem für Frauen ohne Kinder. Die Entscheidung, nicht zu heiraten und statt dessen unverheiratet zusammenzuleben, wird aus unterschiedlichen Gründen getroffen: Nichteheliche Lebensgemeinschaften werden aus ökonomischen Gründen aufrechterhalten (z. B., um nicht Versorgungsansprüche aus früheren Ehen zu verlieren) oder weil man meint, dass die Qualität einer Partnerschaft ohne Trauschein höher ist. Sie werden im Hinblick auf eine zukünftige Eheschliessung eingegangen – oder weil man sich gerade hier von abgrenzen will.

Für Frauen ist diese Beziehungsform offensichtlich deshalb attraktiv, weil sie sich davon eine grössere Chance für eine gleichberechtigte Partnerschaft und eine ausgewogenere Verteilung der Alltagsorganisation und Hausarbeit versprechen. Da traditionelle Rollenvorstellungen in nichtinstitutionalisierten Beziehungsformen schwerer einklagbar sind als in der Ehe, bestehen hierzu gute Voraussetzungen.

Bis vor einigen Jahren waren nichteheliche Lebensgemeinschaften vorrangig für Personen mit höherem Bildungsniveau attraktiv. Auffallend ist dabei, dass die unverheirateten Frauen im Durchschnitt eine bessere Ausbildung haben als Ehefrauen und dass das Bildungsgefälle zwischen Partnern ohne Trauschein geringer ist als zwischen Ehepartnern. Auch die religiösen Orientierungen haben nur noch wenig Einfluss auf die Wahl der Lebensform.

Alleinlebende und Wohngemeinschaften

Die Motive dafür, allein zu leben, differieren natürlich sehr. Für Ältere kann das Alleinleben durch Verlust des Partners, durch Trennung, Scheidung oder Tod erzwungen sein. Manche jungen Alleinlebenden befinden sich in einer biographischen Übergangsphase zwischen Auszug aus dem Elternhaus und Zusammenleben mit einem Partner. Das Alleinleben kann jedoch auch, und dies erscheint im Zusammenhang der zunehmenden Pluralisie-

Nichteheliche
Lebens-
gemeinschaften
werden aus
ökonomischen
Gründen
aufrechterhalten
oder weil
man meint,
dass die
Qualität einer
Partnerschaft
ohne Trauschein
höher ist.

rung der Lebensformen entscheidend, auf einer freiwilligen und längerfristigen Entscheidung beruhen. Alleinlebende Frauen haben ein deutlich höheres Bildungsniveau als Verheiratete. Dies gilt für den Durchschnitt der Alleinlebenden, zeigt sich aber am deutlichsten bei den jüngeren.

Wohngemeinschaften sind wohl die historisch jüngste Lebensform, die Frauen wählen können. Erst seit Ende der sechziger Jahre treten Wohngemeinschaften – damals im Umfeld der Studentenbewegung noch als «Kommunen» bezeichnet – in grösserem Ausmass in Erscheinung. Sie hatten den ideologischen Anspruch, die Isolation der Kleinfamilie zu überwinden und eine Veränderung der Geschlechterbeziehungen herbeizuführen sowie die Entwicklung neuer Erziehungsziele, vornehmlich durch eine «kollektive Kindererziehung», zu fördern. Nach und nach lockerte sich diese ideologische Ausrichtung und die Anzahl der Wohngemeinschaften stieg.

Heute finden sich in Wohngemeinschaften sowohl unverheiratete und verheiratete Paare mit und ohne Kinder als auch Alleinerziehende. Hinzu kommen Personen, die es vorziehen, zwar nicht mit ihrem Partner, aber mit anderen zusammenzuleben, und natürlich Personen, die keine feste Partnerschaft haben. Obwohl die Erwartungen an ihre Lebensform stark variieren, sind sich doch alle Wohngemeinschaftsmitglieder in der Ablehnung individueller und kleinfamilialer Wohn- und Lebensformen einig. Dementsprechend

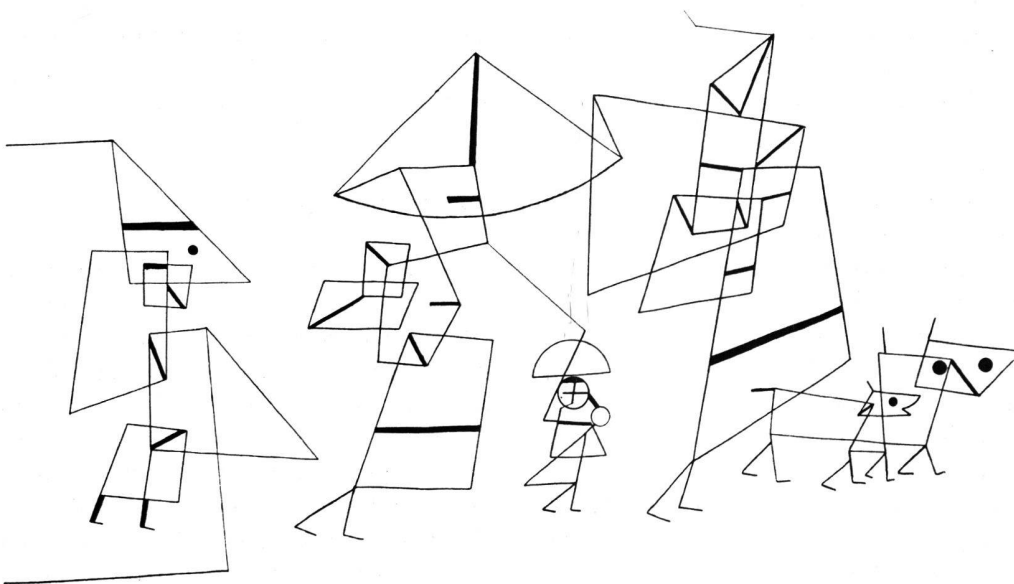
steht der Wunsch nach Kommunikation mit anderen im Vordergrund. Hinzu kommen finanzielle Erwägungen – das Leben in einer Wohngemeinschaft minimiert die individuellen Lebenshaltungskosten.

Veränderung von Hausarbeit und Kinderbetreuung

Die Kindererziehung und die Tätigkeiten, die damit verbunden sind, haben seit der Nachkriegszeit einen bedeutenden Wandel erfahren. Die Lebensverhältnisse in hochindustrialisierten Gesellschaften erschweren zunehmend die Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen, und damit auch die Erziehungsarbeit. Die heutige Lebenswelt ist wenig kindgerecht, ja ihrer objektiven Struktur nach kinderfeindlich. Im direkten Zusammenhang mit der Verringerung der Kinderzahl in der Familie stehen ein grundlegender Bedeutungswandel des «Kinder-Habens», gestiegene Leistungserwartungen an die Mütter und auch Einstellungsveränderungen gegenüber der Mutter-Rolle. Das Fehlen bzw. die Kleinheit der Geschwistergruppe bedeutet ein stärkeres Angewiesensein der Kinder auf die Erwachsenen und erhöht die Arbeitsanforderungen der Betreuungsperson. Andererseits ermöglicht die geringe Kinderzahl den Müttern überhaupt erst, den gestiegenen Leistungsanforderungen gerecht zu werden.

Auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hat sich erheblich verändert. War es in den fünfziger und auch noch in

Die Lebensverhältnisse in hochindustrialisierten Gesellschaften erschweren zunehmend die Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen.



Paul Klee, *Familienspaziergang*, 1930, privat.

den sechziger Jahren üblich, dass die elterliche Autorität zählte, rückt nun das Kind als Partner und «individuelle Persönlichkeit» in den Mittelpunkt, dessen Bedürfnisse und Wünsche bewusst respektiert werden sollen. Für Eltern bedeutete dies anstelle von Ge- und Verboten eine «zähe Verhandlungsarbeit» in Form von Erklärungen und Diskussionen. Elterliche und kindliche Bedürfnisse müssen gegeneinander abgewogen werden.

Die Erhöhung der Sozialisationsansprüche und des Betreuungsaufwandes für Kinder geht nicht parallel zu einer Entlastung bei anderen Hausarbeiten. Der Umfang der hauswirtschaftlichen Tätigkeiten und der Zeitaufwand, den dies vor allem für Frauen bedeutet, hat im selben Zeitraum, trotz umfassender Technisierung der Haushalte, nicht abgenommen.

Für Frauen wird diese Ausdehnung der familialen Tätigkeiten vor allem deshalb zum Problem, weil Hausarbeit und Kinderbetreuung ihnen immer noch als eine quasi «natürliche» Konstante weiblichen Wesens zugeschrieben werden. Es ist wichtig festzuhalten, dass diese Zuschreibung als weiblicher Geschlechtscharakter sich erst im Zuge der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft herausgebildet hat. Mit dem Beginn der kapitalistischen Produktionsweise wurde die Produktions- und Reproduktionssphäre räumlich voneinander getrennt. Mit dieser Polarisierung der Arbeitsbereiche – ausserhäusliche Erwerbstätigkeit und Hausarbeit – wurden biologisch und psychologisch begründete Geschlechtscharaktere definiert, was zu einer Verschleierung des Arbeitscharakters von Hausarbeit führt. «Aus Liebe» sollen Frauen für Ehemann und Kinder sorgen. Noch heute ist der Sozialisationsprozess von Mädchen auf die Vermittlung und Internalisierung der für diese Arbeit notwendigen Qualifikationen angelegt. Gleichzeitig wird mit dieser spezifisch weiblichen Sozialisation der Mythos von der wesensmässigen Bestimmung der Frau zur Hausfrau, Gattin und Mutter über Generationen reproduziert: Dementsprechend soll Hausarbeit auch weiterhin aus Liebe – d. h. unbezahlt – geleistet werden. Die Erwerbstätigkeit befreit die Frauen nicht von der Verpflichtung zur Hausarbeit.

In der alten Bundesrepublik beteiligen sich die Männer kaum an der Hausarbeit.

Der Umfang
der hauswirtschaftlichen
Tätigkeiten
hat trotz
umfassender
Technisierung der
Haushalte nicht
abgenommen.

Grundlage für die
Abkehr von der
traditionellen
Versorgungsehe
ist die
gestiegene
ökonomische
Unabhängigkeit
der Frauen.

Ihre Mithilfe im Haushalt hat seit den fünfziger Jahren kaum zugenommen. Zwar wird ein Mann heute, wenn er jung ist und eine höhere Schulbildung hat, etwas mehr einkaufen, aufräumen und Wäsche waschen als damals, bei anderen anfallenden Hausarbeiten beteiligt er sich jedoch auch heute noch nicht. Eine jüngere Repräsentativstudie über Männer kommt zu dem Schluss, dass 92 Prozent der Männer, die mit einer Partnerin zusammenleben, sich kaum an der Hausarbeit beteiligen. Wenn verheiratete Männer etwas tun, dann nur gelegentlich. 87 Prozent der westdeutschen Männer bügeln nie, 79 Prozent haben noch nie gewaschen, 75 Prozent niemals Fenster geputzt, 66 Prozent der Männer wischen nie Fussböden. Nur gelegentlich verrichten 72 Prozent Aufräumarbeiten, 63 Prozent kaufen manchmal ein, und 61 Prozent bewegen ab und zu den Staubsauger.

Zwar hat sich auf der Meinungs- und Einstellungsskala von Männern in den letzten Jahren einiges geändert, in der Realität halten sie jedoch wenig von egalitärer Arbeitsteilung. Nur bei der Kinderbetreuung hat die Mithilfe der Männer zugenommen. Regelmässige Entlastung bei der Kinderbetreuung erfahren viele Frauen allerdings weniger durch ihre Männer als durch ihre Mütter. Bei den Familien, in denen die Mütter erwerbstätig sind, ist die Betreuungsleistung der Grosseltern besonders ausgeprägt. In vielen Fällen wird die Erwerbstätigkeit der Mütter durch die Hilfe der Grosseltern erst ermöglicht.

Schlussbetrachtung

In den letzten 40 Jahren hat sich in der alten Bundesrepublik die Rolle der Frau gewandelt. In den neunziger Jahren sind Ehe und Familie nicht mehr die einzige Option; immer mehr Frauen entscheiden sich auch für andere Lebens- und Beziehungsformen. Grundlage für die Abkehr von der traditionellen Versorgungsehe ist die gestiegene ökonomische Unabhängigkeit der Frauen, die vor allem durch ihre Berufstätigkeit über eigenes Geld verfügen und so auf die finanzielle Versorgung durch einen Ehemann verzichten können.

Nicht zuletzt wegen der mangelnden Unterstützung durch die Männer kehren Frauen immer häufiger der Ehe den

Rücken, lassen sich scheiden oder heiraten erst gar nicht. Statt dessen bevorzugen sie es, ihre Kinder ohne Partner grosszuziehen oder mit einem Partner unverheiratet zusammenzuleben. Sie versprechen sich von dieser nicht-traditionellen Lebensform grössere Verhandlungsspielräume, gerade im Hinblick auf die Verteilung der Familienlasten.

Als Alleinerziehende geraten die Frauen jedoch in andere Zwickmühlen, die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erschweren: Alleinerziehende Mütter sind, obwohl häufig erwerbstätig, ökonomisch sehr schlecht gestellt und von daher nicht

in der Lage, mangelnde Unterstützung durch Staat oder Betrieb durch bezahlte Dienstleistungen (private Kinderbetreuung, Nachmittagsbetreuung von Schulkindern) oder die Anschaffung von technischen Hilfen (Haushaltsautomaten, PKW) zu kompensieren.

Trotz dieses Dilemmas, Familie und Berufstätigkeit kaum miteinander vereinbaren zu können, sind junge Frauen und Mütter zunehmend weniger bereit, sich mit einer ausschliesslichen Festlegung auf den häuslichen Bereich und die ökonomische Abhängigkeit von einem Ehemann zufrieden zu geben. ♦

TITELBILD

VISIONÄRE SCHWEIZER ARCHITEKTUR DES 20. JAHRHUNDERTS

Maschinenlaboratorium mit Fernheizwerk der ETH Zürich (1930–1935)

Architekt: Otto Rudolf Salvisberg



Maschinenlaboratorium mit Fernheizwerk der ETH Zürich (1930–1935).
Architekt: Otto Rudolf Salvisberg,
Photo: René Furer

Als Otto Rudolf Salvisberg 1928 seine Berufung als Professor und Nachfolger von Karl Moser an der Architekturabteilung der ETH Zürich annahm, war ihm versprochen worden, vom Bund Bauaufträge zu erhalten. Er begann wenige Wochen nach Beginn seiner Lehrtätigkeit mit der Arbeit am Komplex des Maschinenlaboratoriums und des Fernheizwerks.

Der Entwurf des gesamten Baukörpers auf der «Hochschulterrasse», einem flach geneigten Teil des Zürichbergs, basiert weitgehend auf städtebaulichen Überlegungen. Der Kamin aus Sichtbeton mit seinem versetzt angebrachten Rückkühler ist entwickelt als Pendant des Turms der Universität von Karl Moser, dazwischen die breite Horizontale des Semperschen Polytechnikums. Salvisberg sprach denn auch von einer «Stadtkrone», einem Begriff aus dem Vokabular der expressionistischen Visionäre wie Bruno Taut («Die Stadtkrone», 1919).

Salvisberg integrierte in seinen Neubau das bereits bestehende, zu kleine Maschinenlaboratorium und verkleidete Neu- und Altbau mit den gleichen Muschelkalkplat-

ten. Der Schwung in der Fassade reflektiert einerseits das Aufeinandertreffen von Alt und Neu, andererseits die topographischen Voraussetzungen an diesem Ort.

Salvisberg sollte keinen Prunk-, sondern einen Zweckbau errichten. Er ist dieser Anforderung hervorragend nachgekommen, indem er eine überzeugende Balance inszenierte zwischen «Stadtkrone» und industrieller Repräsentanz mit dem verwendeten Sichtbeton-Kamin.

Die Ausstellung über Otto Rudolf Salvisberg fand 1985 im Architekturmuseum statt.

ULRIKE JEHL-SCHULTE STRATHAUS

Das Architekturmuseum Basel stellt in wechselnden Ausstellungen internationale und schweizerische Architektur aus und versteht sich als Vermittler von architektonischen Fragen im weitesten Sinn. Nicht nur für Fachleute, sondern für ein breites, interessiertes Publikum. Unter dem Motto «Visionäre Schweizer Architektur des 20. Jahrhunderts» gestaltet die Direktorin Ulrike Jehle-Schulte Strathaus aus den Beständen des Museums die 10 Titelblätter der «Schweizer Monatshefte» im Jahr 1998. Auf jedem Titelblatt wird ein wichtiges Werk der schweizerischen Architektur des 20. Jahrhunderts zu sehen sein, mit dem ein neuer, nicht selten revolutionärer Akzent in der Entwicklung des Bauens gesetzt wurde.

Elisabeth Häni,

geboren 1952, Diplombildungen als Fachlehrerin für Hauswirtschaft und als Erwachsenenbildnerin. Nach über zehn Jahren Berufspraxis in Volksschule und Berufsschule und in der Personalschulung arbeitete sie im Auftrag der Erziehungsdirektion des Kantons Bern in der Aus- und Weiterbildung von Kursleitenden der Erwachsenenbildung sowie als pädagogische Leiterin der Erwachsenenbildung an der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule Bern. 1991 initiierte sie am Kurszentrum Sonnhalde Worb im Rahmen der Weiterbildungsoffensive des Bundes ein Projekt zur Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, welches sie seither leitet.

FAMILIEN- UND HAUSARBEIT – VERHANDLUNGSSACHE

Eine wachsende Zahl von Frauen und Männern wünscht sich, Familie und Beruf zu vereinbaren. Das partnerschaftliche Teilen von Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Haushalt ist für Frauen und Männer bereichernd, stellt aber auch hohe Anforderungen an die soziale und organisatorische Kompetenz der Beteiligten und an das gesellschaftliche Umfeld. Gefragt sind sowohl individuelle und soziale Lernprozesse als auch die Verbesserung arbeitsmarktkonformer und rechtlicher Rahmenbedingungen.

Eine im September 1997 vorgestellte Studie des soziologischen Instituts der Universität Zürich im Auftrag der Zürcher Kantonalbank¹ befragte rund 2300 junge Leute zwischen 17 und 30 Jahren aus 48 Dienstleistungsbetrieben unter anderem auch über ihre Vorstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Eine Mehrheit wünscht sich eine Partnerschaft mit Kindern. Die Hälfte der Frauen mit Matura kann sich nicht vorstellen, deswegen den Beruf aufzugeben. Und ein Drittel der Männer zeigt sich gewillt, zugunsten der Kinder die Erwerbsarbeit stark zu reduzieren. Immerhin 18 Prozent der Männer und 15 Prozent der Frauen erachten die «Familienvträglichkeit» der Erwerbsarbeitswelt als gering und wollen explizit auf Kinder verzichten. 1971 waren dies erst 7 beziehungsweise 5 Prozent.

Ein Blick in die jüngste Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE) des Bundesamtes für Statistik² bestätigt, dass tatsächlich immer mehr Frauen Familie und Beruf vereinbaren: Die Zahl der Paarhaushalte mit Kindern unter 15 Jahren, in welchen beide Partner erwerbstätig sind, hat sich zwischen 1991 und 1997 von 40,7 Prozent auf 54,7 Prozent erhöht. Die Frauen tragen jedoch weiterhin die Hauptlast für die unbezahlte Familien- und Hausarbeit: Bei 91,4 Prozent der Haushalte mit Kindern unter 15 Jahren lag die Verantwortung für die Haushaltarbeit bei der Frau. Nur in 7 Prozent der Fälle wurde die Familien- und Hausarbeit partnerschaftlich, zum Teil unter Beizug von Drittpersonen geteilt, und nur bei 1,6 Prozent lag die Verantwortung beim Mann oder einer externen Person.

Erhebliches Konflikt- und Kostenpotential

Der statistische Exkurs macht deutlich, dass sich das Rollenverständnis in den letzten Jahren sowohl bei Frauen als auch bei Männern in Richtung partnerschaftlicher Lebensmodelle verändert hat, dass aber zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Bewusstseins- und Verhaltensebene eine erhebliche Diskrepanz besteht. Der zunehmenden Berufstätigkeit von Frauen steht keine entsprechende Zunahme der Familientätigkeit der Männer gegenüber. Die Doppelbelastung der Frauen wird in vielen Fällen zur Belastung für die Partnerschaft: «Wenn es uns nicht gelingt, eine Rollenverteilung zu finden, die auch für meine Partnerin stimmt, zerbricht unsere Beziehung», so begründet ein Teilnehmer seine «Motivation» zum Besuch eines Seminars über partnerschaftliche Rollenteilung am Kurszentrum Sonnhalde Worb (vgl. Kasten). Die zunehmende Unzufriedenheit der Frauen wird auch durch eine Studie von Kurt Huwiler am Marie-Meierhofer-Institut in Zürich³ erhärtet: Vier Monate nach der Geburt des ersten Kindes äussern sich zwei Drittel der befragten Frauen sehr zufrieden über die Beteiligung ihres Partners an der Betreuungs- und Hausarbeit. Am Ende des dritten Lebensjahres der ersten Kindes waren nur noch 23 Prozent der Mütter mit dem Engagement der Väter zufrieden. In der NZZ vom 17. Januar 1998 rechnet zudem der Soziologe Walter Hollstein anhand von neuesten Untersuchungen aus den USA und aus Deutschland vor, «dass der Geschlechterkampf mit den damit verbundenen Auseinandersetzungen, Verletzungen, Trennungen, Scheidungen, Familienauflösungen

1 Jung sein im Betrieb. Ergebnisse einer Befragung von jungen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern und Vorgesetzten im Zürcher Dienstleistungssektor. Zürcher Kantonalbank 1997.

2 Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE). Bundesamt für Statistik 1997.

3 Kurt Huwiler, Herausforderung Mutterschaft. Marie-Meierhofer-Institut 1996.

und Kinderproblemen Staat und Wirtschaft pro Jahr Milliardensummen kostet»⁴. In der Schweiz zerbrechen immer mehr Partnerschaften. 1996 wurden 39 von hundert Ehen geschieden, 70 Prozent der Scheidungen wurden von Frauen eingereicht.

Innere und äussere Hindernisse

In den Rollenteilungsseminaren des Kurszentrums Sonnhalde Worb, die sowohl in der allgemeinen als auch in der beruflich-betrieblichen Weiterbildung stattfinden, werden von den Teilnehmenden vordergründig oft äussere Rahmenbedingungen dafür verantwortlich gemacht, dass eine partnerschaftliche Arbeitsteilung bis jetzt nicht möglich war oder nach anfänglichen Versuchen wieder scheiterte. Die genannten Gründe reichen von faktischen Lohnungleichheiten zwischen Frauen und Männern über unflexible Arbeits-, Schul- und Öffnungszeiten von Einkaufsläden und Ämtern, fehlende familienexterne Kinderbetreuungseinrichtungen bis hin zu steuer- und sozialrechtlichen Hindernissen. Zwar trifft es zu, dass Staat und Wirtschaft alle Möglichkeiten bereitstellen müssten, damit Frauen und Männer eine neue Arbeitsteilung auch wirklich praktizieren könnten. Der Soziologe René Levy vertritt in einer soeben erschienenen Studie über soziale Schichten in der Schweiz die Auffassung, dass durch die bestehenden institutionellen Regelungen «der objektive Druck Richtung traditionelle Familie vorhanden ist. Es ist für Paare gewissermassen rationaler, sich diskriminatorisch zu organisieren. Was wiederum heisst, dass die Frau einen höheren Preis zahlt als der Mann und dass vielleicht auf die Länge der familiäre Frieden und die Möglichkeit des Zusammenlebens gestört ist»⁵.

Was die mangelnde Unterstützung von rollenteilungswilligen Paaren durch die Arbeitgeber betrifft, findet es die Organisationsberaterin und Familientherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin merkwürdig, dass in den letzten Jahrzehnten die meisten Organisationstheorien unter dem Einfluss systemtheoretischen Denkens über die Grenzen der Organisation hinaus erweitert wurden auf die Interaktionsmuster mit dem Umfeld (Kunden, Lieferanten, Konkurrenten usw.), die Familie als wichtigster Unterstützungsfaktor von Or-



Federzeichnung von
Christian Wesp.

ganisationen jedoch weiterhin ignoriert wird⁶.

Doch alle Defizite allein dem Staat und der Wirtschaft anzulasten, wäre ebenso falsch wie unrealistisch. Frauen und Männer sind nicht einfach nur Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse.

In der Seminararbeit des Kurszentrums Sonnhalde Worb versuchen wir denn auch, die ebenso tiefsitzenden geschlechtsspezifischen Rollenbilder, Rollenmuster und Rollenerwartungen der teilnehmenden Frauen und Männer sichtbar zu machen und dadurch abzubauen. Neue Rollenanrangements, wie sie die Frauen zunehmend einfordern (sie sind in allen Fällen Initiantinnen des Seminarbesuchs von Paaren), lösen bei Männern diffuse Ängste vor einem Statusverlust im Beruf, aber auch vor einem Zuwendungsverlust durch die Partnerin aus. Das Einfordern eines stärkeren Engagements des Partners setzt umgekehrt ein Abgeben des häuslichen Einflussbereichs voraus, was vielen Frauen ausserordentlich schwer fällt, so dass von einer aktiven Mitwirkung der Frauen an den bestehenden Geschlechterbeziehungen gesprochen werden muss. Empirische Untersuchungen weisen nach, dass Män-

4 Walter Hollstein, Vom Geschlechterkampf zur Geschlechterdemokratie. NZZ vom 17.1.1998.

5 Interview mit René Levy im «Bund» vom 28.2.1998. Die Studie *Tous égaux? Über soziale Schichten in der Schweiz* ist soeben im Seismo-Verlag, Zürich, erschienen.

6 Rosmarie Welter-Enderlin, *Paare, Liebe und Arbeit*. Referat an der GDI-Tagung vom 6.9.1995 *Karriere – Teilzeit – Lebenslauf*.

ner in der Erziehung noch immer auf Leistung, Härte, Konkurrenz und Beherrschung fixiert werden, Frauen hingegen auf Fürsorge, Solidarität, Empathie und soziale Verantwortung (Hollstein). Diese tradierten Rollenmuster sind häufig noch wenig reflektiert und wirken als innere Hindernisse auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie.

Verhandlungskompetenz ist gefragt

Abgesehen von den genannten geschlechtsspezifischen Prägungen wird der Leidensdruck in vielen Paarbeziehungen durch eine mangelnde Verhandlungskompetenz auf beiden Seiten verstärkt. In den Seminaren zur Thematik der partnerschaftlichen Rollenteilung stellen wir häufig geradezu einen «Kommunikationsnotstand» fest. In vielen Paarbeziehungen sind Traktandenlisten und Verträge verpönt, stehen im Widerspruch zum Ideal der romantischen Liebe. *«Ich habe gedacht, wenn man sich gern hat, geht das alles ganz locker... Ich habe mir unsere Arbeitsteilung leichter vorgestellt»*, so die Aussage einer Seminarteilnehmerin. Die Förderung der Kommunikations- und Verhandlungskompetenz steht denn auch im Zentrum der Seminararbeit.

Es geht vorab um die Einsicht, dass Partnerschaft ewiges Gespräch und ewiges Verhandeln bedeutet. Denn bei allen Veränderungen im Leben zweier Menschen muss immer wieder innegehalten werden, um einander neue Bedürfnisse und gegensätzliche Interessen mitzuteilen und

Die Familie
wird als
wichtigster

Unterstützungs-
faktor von
Organisationen
weiterhin
ignoriert.

neu darüber zu verhandeln. Je frühzeitiger eine solche Kommunikations- und Verhandlungskultur in einer Partnerschaft entwickelt und gepflegt wird, desto offener und transparenter können Frauen und Männer mit ihren Wünschen und Sehnsüchten, aber auch desto beweglicher und experimenteller können Paare mit ihren Verträgen umgehen. ♦

Das Projekt «Arbeitsplatz Familie – Arbeitsplatz Beruf» wird unter der Trägerschaft des Kurszentrums Sonnhalde Worb, einer gemeinnützigen Erwachsenenbildungsinstitution, durchgeführt und vom Bund, Kanton Bern sowie von Unternehmen, Verwaltungen, Verbänden und Stiftungen finanziell unterstützt. Arbeitsschwerpunkte sind:

- Öffentliche und betriebliche Seminare zur Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und der partnerschaftlichen Rollenteilung.
- Forschungs- und Umsetzungsprojekt zur Erhebung und Anrechnung von Qualifikationen aus der Familien- und Hausarbeit im Beruf. Vgl. dazu K. Költzsch Ruch, Was bringt die Familien- und Hausarbeit für den Beruf?, in: Grundlagen der Weiterbildung 2/1997 sowie: Familienkompetenzen – Rüstzeug für den Arbeitsmarkt, Eine arbeitspsychologische Untersuchung zum Qualifizierungspotential der Familien- und Hausarbeit für die Berufswelt, Edition Soziothek, Wabersackerstrasse 110, CH 3098 Köniz, 1997.
- Fachtagungen und Beratung für Fachleute, die sich in ihren Berufsfeldern (z.B. Personal- und Bildungswesen, Berufs- und Laufbahnberatung) mit Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf befassen.
- Öffentlichkeitsarbeit wie z.B. Publikationen, Vorträge und Medienbeiträge.

Adresse: Projekt Sonnhalde Worb, Vechigenstrasse 29, 3076 Worb, Tel. 031/839 23 35, Fax 031/839 79 92

SPLITTER

Die Entwicklung der tatsächlichen Lebensbedingungen der Menschen und nicht der religiöse Widerschein dieser Lebensbedingungen in den Köpfen derselben Menschen hat die geschichtlichen Veränderungen in der gegenseitigen, gesellschaftlichen Stellung von Mann und Weib bewirkt.

aus: Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (1884), in: Marx/Engels, Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Berlin 1962, Bd. 2, S. 163.

Erich Gruner,

geboren 1915 in Bern. Studium von Geschichte und Sprachen in Bern, Wien und London. Gymnasiallehrer in Basel 1941–1961. Redaktor des «Gymnasium Helveticum» 1946–1952. 1961–1985 ord. Professor für Sozialgeschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern. Gründer des Forschungszentrums für schweizerische Politik und der «Année politique suisse» seit 1965 sowie der VOX-Analysen schweizerischer Abstimmungen und Wahlen seit 1977. Verfasser von 15 grundlegenden Werken über Politik, Gesellschaft und Wirtschaft. Dr. h.c. ès. sciences économiques et sociales Universität Lausanne 1975.

PRAGMATISMUS DER PARTNERSCHAFT

Die Familie – von der Überlebensgemeinschaft zum Spiegelbild individueller Freiheit

Durch die Jahrhunderte hindurch war die Familie eine Schicksalsgemeinschaft. Ihre Gründung trug den Stempel der Notwendigkeit des materiellen Überlebens sowie der gesellschaftlichen Integration des Individuums und war an Bedingungen gebunden, welche nicht zuletzt auch die ganze Härte des Lebenskampfes unserer Vorfahren widerspiegeln. Von Liebe und freier Partnerwahl zu reden ist ein Privileg der letzten 200 Jahre und Ausdruck auch einer zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft. Der Berner Sozialwissenschaftler Erich Gruner, Autor der kürzlich erschienenen Studie über «Die Familie und ihre Wurzeln», skizziert wesentliche Stationen in der Entwicklung der Familie seit dem 5. Jahrhundert nach Christus.

Erst 400 Jahre nach Christi Geburt setzte sich in dem in Auflösung begriffenen römischen Reich das christliche Familienmodell durch. Dieses ist dem Urmodell der Familie Christi nachempfunden. Die christliche Familie wie auch die Gründung von Klöstern ist ebenso eine Konsequenz der zunehmenden Asketisierung des Lebens. Eingeleitet wurde diese Entwicklung von der Verbreitung der Erbsündelehre des Augustinus. Wie eng die politische und wirtschaftliche Macht der Klöster und die Lebensform der christlichen Familie ineinander verhängt waren, zeigt die Vermehrung des klösterlichen Grundbesitzes. Jahrhundertlang bedrängten die Klöster erfolgreich die Töchter reicher Familien, nicht zu heiraten, damit die Erbschaft an die Klöster fallen konnte.

Unter den Karolingern und Ottonen nahm die Bevölkerung im christianisierten Europa nur auf bescheidene Weise zu. Die für den Adel geltende Endogamie (Verwandtenheirat bis ins 7. Glied) wurde bei den Bauern aufgehoben zugunsten von Heiraten mit Einwanderern (Exogamie). Der klösterliche Grundbesitz wurde auf Kleingütern (Mansen) von Pächtern bebaut. Gleichzeitig erschloss man Wälder und Wildnisse für den Getreidebau. Die Kinderzahlen stiegen etwas infolge von Frühheiraten der Frauen (14–15jährig), wurden aber durch lange Stillzeiten (2 Jahre) beschränkt. Die Kinderzahlen konnten sich auf neun bis zehn Kinder belaufen.

Sogenannt «überzählige» Mädchen wurden getötet. Darum gab es 30 Prozent kinderlose Ehepaare. Witwen und unfruchtbare Frauen wurden weggejagt und mussten als Mägde dienen. Infolge der leicht steigenden Bevölkerungszahlen teilte man bäuerliche Grossgüter in immer kleinere Mansen auf. Die Kirche diktierte in Moralfragen. Sie verpflichtete um 1143 die Priester zum Zölibat. Es entsprach dieser Strenge, dass der Geschlechtsverkehr für Frauen für Jahrhunderte nur der Reproduktion und nicht der Lust dienen durfte.

Während das 5. bis 9. Jahrhundert eine ausgesprochene Kältezeit war und die Germanen in den Süden trieb, zeichneten sich die vier folgenden Jahrhunderte durch besondere Wärme aus, und die Kindersterblichkeit schwankte je nach Klima (20–85 Prozent jung verstorbene Kinder). Insgesamt war jedoch der Bevölkerungsanstieg in diesem Zeitraum bedeutend: Frankreichs Bevölkerung wuchs von 5 auf 8 Millionen Einwohner, Italien verzeichnete einen Sprung von 4 auf 8 Millionen Einwohner und Grossbritanniens Bevölkerung stieg von 1,3 auf 3,9 Millionen Menschen an.

Sowohl bei Bauern wie bei Handwerkern bestand nur für den ältesten Sohn ein Erbrecht und damit nur für diesen die Möglichkeit einer Familiengründung. In dem einzigen vorhandenen Schlafgemach mit einem breiten, aber meist zu engen Schlaflager hatten alle Hausbewohner gemeinsam zu schlafen. Die nicht erbberech-

tigten Kinder konnten ihr Leben nur als Knechte, Gesellen (später als Söldner) oder als Dienstmägde fristen. Sie hatten bis ins 19. Jahrhundert (!) Heiratsverbot. Die ledigen Mädchen waren sexuelles Freiwild. Wenn unerwünscht gezeugte Kinder nicht frühzeitig starben, setzte man sie aus oder erwürgte sie, wenn man den Embryo nicht (unter lebensgefährlichen Umständen) abtreiben konnte. Das Lustverbot beim Sex war dahin. Die erste Welle der sexuellen Freizügigkeit drang auch in die Klöster ein (13.–16. Jh.). In den Städten versetzten die Behörden die armen, auf den Verkauf ihres Körpers angewiesenen Mädchen in Bordelle oder Bordellbäder. Doch auch die Stellung der verheirateten Frau war weder auf dem Lande noch in der Stadt beneidenswert. Eine wesentliche Änderung ihrer Situation bestand darin, dass sie vom späten Mittelalter an älter, 25–30jährig, heiratete.

Bei der Knappheit der Schlafgelegenheiten kamen Totgeburt oder die Erdrückung des Säuglings nicht selten vor. Wer etwas Geld hatte, gab Säuglinge in Ammenhäuser. Der dort übliche Massenbetrieb (ohne Muttermilch, nur Breinahrung und nur wöchentliche Reinigung von Urin und Kot) führte allerdings zu einer Todesrate von 30–40 Prozent. In Paris blieben 1780 von 23 000 Säuglingen nur 17 000 am Leben, 3300 davon ohne Mutter. Das durchschnittliche Heiratsalter der hausbesitzenden Bauern und Handwerker betrug damals 27 Jahre. Über die allgemeine Lebenserwartung bis zum 16. Jahrhundert gibt es nur Schätzungen. Im Durchschnitt starben Frauen mit 25–28, Männer mit 30–35 Jahren.

Züchtung kapitalistischer Individuen

Erst im 19. Jahrhundert beginnt die Familie auf der Ebene der Bedingungen ihrer Gründung, ihrer materiellen Situation und der Kindersterblichkeit den Verhältnissen zu ähneln, die wir heute kennen. In Grossbritannien gilt die puritanische Familie als Vorläuferin der «bourgeoisen» Familie. Wir finden hier erstmalig die Spur einer Verbesserung der Stellung der Frauen. So wird dem Mann die Frau nicht von der Familie «aufgezwungen». Er kann im Rahmen «frei» wählen. Als Kriterien gelten weder Gefallen an der körperlichen Schönheit noch sinnliche Liebe, sondern

Bei der
Knappheit der
Schlafgelegen-
heiten kamen
Totgeburt
oder die
Erdrückung des
Säuglings nicht
selten vor.

seelische Sympathie. Immerhin muss die Frau nach *Paulus'* Rezept dem Manne untertan sein. Doch hat er dieser seelische Liebe und Verehrung entgegenzubringen. Lust beim Geschlechtsverkehr ist bestenfalls «heiliges Vergnügen».

Die puritanische Familie wird zunächst vom calvinistischen Auserwählungsbewusstsein bestimmt. *Max Weber* erklärt, weshalb sich daraus eine ökonomische Haltung entwickelt, die den Kapitalismus förderte: Asketisch zu leben gilt als Garantie dafür, «auserwählt» zu sein. Wer «*weltlichen Standes ein geistliches Leben*» führt, entwickelt eine neue Form individueller Verantwortlichkeit. Damit wird nach *Max Weber* die aufklärerische Rationalität in eine neue «*utilitaristische Ethik*» umgewandelt: «*In keiner Kirche gab es je eine unbewusst raffiniertere Züchtung kapitalistischer Individuen.*»

Dieser Kapitalismus beschäftigte sich zuerst mit Grosskolonialhandel (z. B. Indien). Sodann manifestierte er sich in der Bildung von Grossgütern in Grossbritannien. In ihnen ging man zum Grossgetreidebau über, der bis 1846 durch hohe Zölle privilegiert wurde. Die Formung von Grossgütern ging Hand in Hand mit einer Vertreibung von Kleinbauern und -pächtern. Um zu überleben, zeugten sie Mengen von Kindern – als potentielle Landarbeiter für die Grossgüter. Das führte zu einer wahren Bevölkerungsexplosion, bald gefördert vom Parlament: Die *Pauperes* zeugten deshalb immer mehr Kinder, weil sie für jedes zusätzliche Kind «Subventionen» erhielten. Aber die Zahl der schliesslich zu Familien- und Wohnungslosigkeit Verurteilten stieg derart an, dass jeder Arme zur Ware herabsank. *Malthus'* Anklageschriften gegen die steigenden Millionen von Armengeldern führten erst 1834 zum «Armutsgesetz». Es wurde unter dem Motto erlassen: «*Nur der Hunger stachelt zur Arbeit an.*»

So bildeten die *Pauperes* von 1834 an den «natürlichen» Nachwuchs für die Arbeit in den jetzt entstehenden Fabriken. Das Industrieproletariat stand bereit (proles = Mensch ohne Vermögen, blosser Kinderzeuger). Wenn in diesem protestantischen Land überhaupt eine standesamtlich bezeugte «Familie» gegründet wurde, so war das Einkommen so knapp bemessen, dass auch der «ledige» Arbeiter zur Aufbesserung der tiefen Kinder-, Frauen- und

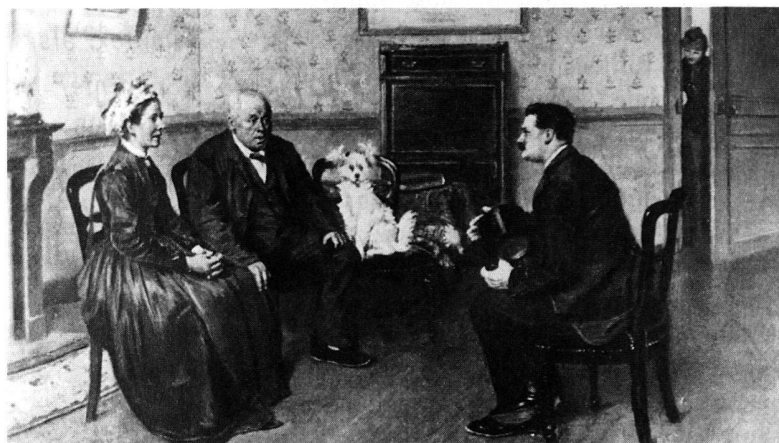
Männerlöhne als Untermieter nur einen kleinen Mietzins bezahlen konnte und musste. Damit erwarb er aber auch ein Anrecht auf Geschlechtsverkehr mit der Frau des Unterkunftvermittlers. Man wusste darum kaum, welches Kind von welchem Mann gezeugt worden war. Es gab wohl keine erniedrigendere Lage für «Ehefrauen» als im englischen Industrieproletariat.

Wichtig scheint mir, dass die Ehe und Familie auch im 19. Jahrhundert noch auf ähnliche Weise Privileg war wie die Heiraten in bürgerlichen und gewerblichen Kreisen seit dem 13. Jahrhundert. Das hat *Eva Sutter* in ihrer Dissertation in Anlehnung an den Wiener Sozialhistoriker *Mitterauer* nachgewiesen (*Mitterauer*, «Ledige Mütter. Zur Geschichte der illegitimen Geburten in Europa». München 1983. *Eva Sutter*, «Eine Art der Leichtfertigkeit und der Sünde». Illegitimität im Kanton Zürich 1800–1860, Zürich 1995). Rein sprachlich wäre hier beizufügen, dass der Ausdruck «Familie» in der deutschen Sprache erst nach 1800 üblich wird. Man verwendete als Ausdrücke «Haus» oder «Geschlecht». *Max Weber* hat seinerseits den Begriff «Klasse» aus seinem «Korsett» befreit. Er definiert Klassenlage als «Marktlage», mithin als primär ökonomisch geprägten Begriff.

Wenn *Marxens* Theorien wenig zur Erklärung der bürgerlichen Familie beitragen, so vergisst man, dass er auch einer der Begründer der sozialempirischen Forschung ist. In seinem Werk «Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte» stellt er erstmals die vier bürgerlichen Gesellschaftsformen fest. *Erstens*: die Finanz- und Industrieoligarchie (Grande Bourgeoisie), *zweitens*: die bürgerliche Mittelschicht der Beamten und Freierwerbenden, *drittens*: das Kleinbürgertum der Handwerker und Kleinhändler, *viertens*: die unterste Schicht der kleinen Angestellten. Wenig später haben auch die Vertreter der Grenznutzenschule (*Walras*, *Menger*, *Jevons*) mit ihrer Lehre von der gesellschaftlichen Wertschätzung der Waren beim «Einkauf» zur Definition der bürgerlichen Familie viel beigetragen. Der äussere Anlass zu dieser neuen Einsicht ist die Neuschöpfung des Warenhauses (das erste Warenhausmodell gab es in Paris seit 1820). Im Warenhaus sollte das «letzte» noch verkaufte «Stück» Ware einen an der äussersten

Grenze liegenden Gewinn abwerfen und beim Käufer den Eindruck erwecken, die gekaufte Ware besitze auch für den Minderbemittelten einen sozialen Nutzen. So konnte auch der Angehörige der untersten bürgerlichen Schicht trotz knapper Mittel etwas für seinen «Genuss» kaufen. Die theoretische Grundlage zu diesem Konzept lieferte der Mathematiker *H. Gossen*. Dieser setzte Bedürfnis mit sozial Begehrtenwertem gleich. Er sah damit die für die bürgerliche Familie entscheidende Grundlage der Konsumgesellschaft voraus. Dabei kann die für die bürgerliche Familie entscheidende Stufenleiter begründet werden: Je begehrenswerter materielle Güter werden, um so schneller verlieren die früher seltenen, aber später im Überfluss vorhandenen Güter ihren subjektiven Nutzen und werden durch andere, zuerst nur für

Henri Brispot (1848–1928): *Die Brautwerbung*. 1885, privat.



Beweis für die Unterwerfung der Frau war das Bemühen des Vaters, für die Töchter einen standesgemässen Gemahl zu finden. Eine ledige Tochter in der Familie zu haben, galt als entehrend.

Es gab keine
erniedrigendere
Lage für
«Ehefrauen» als
im englischen
Industrie-
proletariat.

sehr Reiche, mit der Zeit aber für alle vier bürgerlichen Schichten erschwingliche Güter ersetzt (z. B. elektrisches Licht, Velo, Auto, Einfamilienhaus usw.).

Unter diesem Gesichtspunkt entwickelte sich nun die Soziologie als neue Wissenschaft. Wir führen sie hier nur auf zwei von mehreren Wurzeln zurück: auf die bürgertumsanalysierenden Dichtungen der Mitte des 19. Jahrhunderts und auf die Organisationslehre. Diese möchte ich zuerst am Beispiel von *Emile Durkheim* illustrieren. Das *fait social*, das die Industrie um 1900 kennzeichnet, ist die Arbeitsteilung. Diese erschüttert jahrhundertalte Wurzeln der Kultur. Gehalten werden Menschen an den untersten Rändern des bürgerlichen Zeitalters vor allem

dadurch, dass sie die von der Gesellschaftsspitze diktierten Werte verinnerlichen, und zwar durch Vermittlung der drei zentralen bürgerlichen Organisationsformen: der Familie, der Schule und des Militärs.

Und wie erklärt *Max Weber* das Wesen der bürgerlichen Familie? Der Mensch des ersten Industriezeitalters verhält sich einerseits nach überlieferten Normen und Konventionen. Andererseits sind für ihn «Spielregeln» des sozialen Handelns massgebend, welche gegenwärtig führend agierende Gruppen aufstellen. Letztere erzeugen grössere Fügsamkeit als die staatliche Macht. Der Mensch wird «Sklave» der von der Gesellschaft geschaffenen Zwänge. In diesem Sinne unterwirft sich z.B. die britische Familie auch im 19. Jahrhundert immer noch den Zwängen der religiösen Tradition (z.B. kompromisslose Sonntagsheiligung und Erziehung zur Einübung der harten Rollenspiele, sich den Zwängen der elterlichen Gewalt und einer mehr und mehr als scheinheilig empfundenen Religion unterzuordnen).

Familiendisziplin

Nun ist aber die bürgerliche Familie – neben der proletarischen – eine Erscheinung der Grossstadt als eines Industriestandortes. Die Zugewanderten bäuerlicher und handwerklicher Herkunft müssen sich sofort bemühen, die zwischen ihnen und den Alteingesessenen noch bestehenden sozialen Diskrepanzen zu überwinden. Sie eignen sich die üblichen bürgerlichen Umgangsformen an, damit sie als bürgerliche Familien anerkannt werden (Übernahme von Gesten, Signalen, bürgerlicher Kleidung usw.). Mit dem Kauf billiger, aber konformer Warenhauskleidung gibt man der noch ständisch orientierten Gesellschaft seinen Rang zu erkennen. Diese konventionell beeinflusste und angepasste «neue» bürgerliche Familie wird jetzt zum Ausdruck des viktorianischen oder wilhelminischen Zeitalters.

Primäres Gebot in der bürgerlichen Familie war die Familiendisziplin. Ein besonderer Beweis für die Unterwerfung der Frau war etwa das Bemühen des Vaters, für die Söhne geeignete Frauen und für die Töchter einen standesgemässen Gemahl zu finden. Eine ledige Tochter in der Familie

zu haben, galt als entehrend. Wie prägten solche Eltern für sich und ihre Kinder einen ihrem Rang entsprechenden Lebensstil? Zum einen in der Wahl des Quartiers. Im Quartier konnte am ehesten demonstrativer Verbrauch vorgezeigt werden. Zum andern musste auch die Kleidung demonstrativ sein, gekauft in exklusiven Geschäften. Auch wurde die Gestaltung der Freizeit von der Familie inspiriert. Man wählte demonstrativ exklusive Ferienorte und Sportarten (Tennis usw.). Von 1900 an war das Auto Statussymbol.

Die neuen Rechtskodifikationen (Preuss. Landrecht 1794, Code Napoleon 1804, Österreichisches Zivilrecht 1811) begründeten ansatzweise eine gewisse Gleichheit der Geschlechter. Im wilhelminischen Zeitalter wurde jedoch in einzelnen Artikeln des «Bürgerlichen Gesetzbuches» von 1896 nicht nur die Familie als Eckpfeiler der Gesellschaft definiert. Auch der Vater wurde als Herr des Hauses, ja sogar als Befehlshaber eingesetzt. Die Kinder hatten sich seiner Autorität uneingeschränkt zu unterwerfen. Die Mutter figurierte im besten Falle als «Seele der Familie», als Scharnier zwischen intimem und öffentlichem Leben.

Wer das Verhältnis zwischen den Ehegatten in der «Kernfamilie» (reduziert auf Eltern und Kinder) der neusten Zeit verstehen will, muss am oben berührten Thema der beginnenden Konsumgesellschaft anknüpfen. Zwischen 1945 und 1973 trug die wechselseitige Ankurbelung von Produktion und Konsum erneut zur Steigerung der Konsumkraft bei. Es war wesentlich für die verbesserte Stellung der Frau in der Familie, dass sie von einem Grossteil ihrer Haushaltarbeit durch neue Haushaltmaschinen befreit wurde. Zudem steigerte das Wirtschaftswachstum den Bedarf an beruflicher Kompetenz. Damit wurde vielen bürgerlichen Töchtern der Weg zu höherer Ausbildung vorbereitet. Gleichzeitig sanken aber in Europa die Kinderzahlen rasant.

Das alles bedeutete generell eine Entlastung der Frau als haushaltführende Mutter. Der Demograph *Arthur Imhof* (z.B. in «Die gewonnenen Jahre») und verschie-

.....

*Die Mutter
figurierte im
besten Falle als
«Seele der
Familie», als
Scharnier
zwischen
intimem und
öffentlichem
Leben.*

.....

dene Soziologen stellten dar, dass Frauen nach dem Auszug der Kinder in Vororten als «grüne Witwen» leben. Imhof vergleicht die Lebensgefühle der heutigen Frau mit denjenigen der Vorfahren im 18./19. Jahrhundert. So schreibt er etwa von der *«heute gähnenden Leere des Lebensinhalts, von der Last der Vergreisung, vom Mangel an verwandschaftlichen Beziehungen, von der Langeweile eines farblosen, nur künstlich täglich neu gefärbten Lebens»*. Die verheiratete Frau, von Kindern «befreit», behält ihre Lebenssicherheit nur dann, wenn sie in einem sie ganz erfüllenden Teilzeitberuf tätig sein kann und trotzdem noch Zeit findet, lebendige Beziehungen zu Kindern und Grosskindern aufrecht zu erhalten.

Freie Sexualität versus Partnerschaftsverträge

Das Leitbild einer «bürgerlichen Liebeshe» ist heute als lebensgemeinschaftlich verbindlicher Ausdruck von tiefer Seelenbindung und leidenschaftlicher Sinneslust zu verstehen. Nur allzu oft wird aber dieser Lebens- und Liebesgenuss zur blossen *«Codierung von Intimität»* (Luhmann). Pluralität und Permissivität erreichen deshalb zuerst Höhe-, dann aber Wendepunkte. – Welchen Einfluss die Informatik und die Mikrobiologie (Klonierung des Menschen) besitzt und besitzen wird, kann nur als Denkanstoss vermittelt werden, etwa, wenn wir uns fragen, wie wir die riesige, sich ständig vergrössernde Masse von Informationen bewältigen, wenn wir nicht das wirklich Zentrale herausfiltern? Vom Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Familie, die durch die informatikgeförderte Roboterisierung bedingt ist, reden wir ebenso wenig wie von der Konzentration von Millionen- und Billionen-Vermögen bei einigen wenigen einerseits und den Millionen in Armut fallenden bürgerlichen Familien andererseits.

War die
Familie bis
1950 ein
vielkammeriges
Ganzes, so
reduziert sie
sich heute
immer mehr
auf eine
blosse
Gefühls-
gemeinschaft.

Erich Gruner publizierte
Anfang dieses Jahres
die Studie *Die Familie
und ihre Wurzeln. Ehe,
Sexualität, Kindheit
und Jugend*, Münster-
gass-Buchhandlung.
Bern 1998.

Heute stehen nicht Partnerschaftsverträge im Vordergrund der bürgerlichen Familie, sondern zunehmende «freie Sexualität». Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen: Erstens die Verhältnisse, in denen ein unauflöslicher Widerspruch zwischen Geliebter und Ehefrau besteht. Es handelt sich um festgefahrene Dreiecksverhältnisse. Von den 85 Prozent verheirateter Männer bleiben nur 30 Prozent der Ehefrau treu. 50 bis 70 Prozent haben eine Beziehung zu einer Geliebten. Die Ehefrau weigert sich – verständlicherweise –, sich scheiden zu lassen. So wird die Ehe nicht bloss liberalisiert, sondern individualisiert. Auch die Erwerbsarbeit der Frau fördert diese Konstellationen. Eine andere Form «freier Sexualität» in der Familie analysiert Elisabeth Beck-Gernsheim in ihrem mit Ulrich Beck herausgegebenen Buch *«Das ganz normale Chaos der Liebe»* (Suhrkamp, Frankfurt/Main 1989). Sie unterstreicht, dass bis 1950 die Ehe für die Frau oft Hausarbeit und damit «Gefangenschaft» bedeutete. Die Gewissheit der Dauer gab der Ehe allerdings Sinn. War die Familie bis 1950 ein vielkammeriges Ganzes, so reduziert sie sich heute immer mehr auf eine blosse Gefühlsgemeinschaft. In einer komplexer werdenden Welt sind die üblichen Konfrontationen in Bildung, Beruf, Arbeit und Freizeit schwerer zu meistern. Der Mann ist zwar nicht mehr Herr der Familie. Doch die Frau gibt die Hoffnung auf Dauer auf, mit dem Motto: «Beim Nächsten geht es besser.» Sobald eine Ehe «inhaltlos» wird, geraten die Partner in Streit um «ihre Freiräume». Immer weniger spielen die Kinder die früher zitierte bindende Rolle in der Familie. Der provokante Titel ihres Buches *«Das ganz normale Chaos der Liebe»* trägt zu einer grösseren Transparenz der Phänomene «Ehe» und «Liebe» kaum bei. Wer das Buch liest, entdeckt allerdings viele positive Vorschläge zur Überwindung der «Partnerkrisen». ♦

SPLITTER

Die Familie ist keine historische Missbildung. (...) Die Lebensweise der meisten Menschen heute ist immer schon die von der Mehrheit – wenn diese die Möglichkeit dazu hatte – bevorzugte gewesen.

aus: Ferdinand Mount, *Die autonome Familie. Plädoyer für das Private*, aus dem Englischen von Roland Hill, Beltz Weinheim, Basel, 1982, S. 175.

Robert Nef

DIE BÜRGERLICHE FAMILIE – RELIKT ODER ZUKUNFTSTRÄCHTIGE PRIMÄRGRUPPE?

Wer auf tiefe traditionelle, ethologische und – möglicherweise sogar – sozio-biologische Verankerungen von Verhaltensmustern hinweist, wird oft als sturer Konservativer abgestempelt. Die Rollenteilung in Familie und Beruf darf aber nicht nur auf dem Hintergrund der europäischen Ideen- und Institutionengeschichte der letzten 200 Jahre diskutiert werden. Jene ideologisch geführten Auseinandersetzungen um Kernfamilie, Frauenemanzipation und Wohlfahrtsstaat engen nämlich den Horizont möglicher und notwendiger Entwicklungen, Experimente und Entdeckungen empfindlich ein.

Spätestens seit dem 19. Jahrhundert gilt folgendes Modell als bürgerliches Familienideal: Der Mann übernimmt als «Haupt der Familie» aufgrund seiner Erwerbstätigkeit die Ernährerrolle, und die Frau sorgt im häuslichen Bereich für das Wohl der Familie. Dieses konservative Muster der Rollenteilung hat eine bemerkenswerte Langlebigkeit, und es wurde über Generationen auch in bürgerlichen Parteien als gesellschaftspolitisches Ziel schlechthin propagiert. Warum hält es sich auch heute, in einem stark gewandelten Umfeld, derart hartnäckig?

Kernfamilie – keine «Erfindung» des 19. Jahrhunderts

Die Tatsache, dass heute immer mehr Frauen teilweise oder voll berufstätig sind, hat zum berechtigten Postulat geführt, dass die Erwerbsarbeit und die Familien- und Hausarbeit vermehrt partnerschaftlich geteilt werden sollte. Die seit der Mitte dieses Jahrhunderts durch die «Pille» möglich gewordene Familienplanung hat zudem biologisch bedingte Rollenzwänge flexibilisiert, wenn auch nicht aufgehoben. Mutterschaft und Kinderwünsche werden häufiger bewusst geplant, und die weibliche Biographie ist dadurch von zahlreichen Zwängen befreit worden, die über Jahrtausende prägend waren. Das Ziel, die Geschlechterrollen unabhängig von gesellschaftlichen und rechtlichen Normierungen und Zwängen autonom zu bestimmen, ist heute keine Utopie mehr.

Die in der marxistisch inspirierten Familienkritik auftauchende Vermutung, Monogamie und bürgerliche Familie seien nur

«Ausfluss der bürgerlichen Erwerbs- und Eigentumsordnung» (Bebel), d. h. eine Erfindung der im 19. Jahrhundert «herrschenden Klasse», ist mehr als fragwürdig. Auch die links-feministische These, es handle sich bei den Geschlechterrollen in der sogenannten Zwangsehe um ein Relikt, das von konservativen Frauenverächtern aufgrund von Vorurteilen und geschlechtsspezifischen Interessen, wider alle Vernunft und Liberalität, bisher mit Erfolg verteidigt worden sei, eignet sich nicht als Grundlage einer wirklichen Reform. Es geht bei den herkömmlichen Rollenmustern in der Familie und in der Ehe um Verhaltensweisen, die vermutlich auch anthropologische und menschheitsgeschichtliche Dimensionen haben.

Hoher Stellenwert privater Häuslichkeit

Der englische Publizist und Soziologe *Ferdinand Mount* widerlegt in seinem originellen Buch «Die autonome Familie»¹ die marxistischen Thesen, dass die «bürgerliche Familie» eine «Erfindung» der Aufklärung sei, und Gattenliebe, Mutterliebe, Elternliebe partnerschaftliche Solidarität und auch der innerfamiliäre Generationenvertrag eine Mythologie im Dienst der herrschenden bürgerlichen Klasse, welche die Menschen von ihren eigentlichen Bedürfnissen entfremde. Die als zeitgebundene Erscheinung charakterisierte traditionelle bürgerliche Familie hat möglicherweise einen kulturgeschichtlichen «Sockel», den man nicht unterschätzen sollte.

Die Wertschätzung privater Häuslichkeit braucht nicht unbedingt als Entfremdung

¹ Ferdinand Mount, *Die autonome Familie*, Beltz, Weinheim, Basel 1982.

von den ureigensten Interessen der Frauen gedeutet zu werden und auch nicht als «sexistischer Trick», mit dem sich die Männer einen unentgeltlichen häuslichen Dauer- und Totalservice sichern. Möglicherweise sind die Frauen mit ihrer Priorität im privaten, häuslichen Bereich auch Pionierinnen der Selbstverwirklichung und haben das, was objektiv lebenswichtiger und lebensträchtiger ist als Erwerbsarbeit und Politik – Bereiche, die man auch als «notwendiges Übel» deuten kann – 200 Jahre vor den Männern erkannt, und möglicherweise folgen die Männer den Frauen beim «Rückzug in Private» im Rahmen der vorhandenen ökonomischen Rahmenbedingungen mit etwelcher Verspätung nun schrittweise nach. Das heute immer wieder und von verschiedener Seite zu Recht aufgegriffene Postulat einer erhöhten «Familienbeteiligung» des Mannes ist nämlich nicht nur eine neue Pflicht und Last, sondern vor allem auch eine neue Chance zur Emanzipation, die bisher von den Männern noch zu wenig genutzt wird. Die konsequente Mitbeteiligung der Ehefrau in der ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit wäre in vielen Fällen eine ökonomische Voraussetzung dafür. Angebot und Nachfrage gehen hier samt den dahinterliegenden Konflikten «übers Kreuz», so dass auch die optimale Lösung am ehesten unter den direkt Betroffenen und Beteiligten zu finden ist.

Die soziale Bewertung des häuslichen Bereichs ist im Lauf der Geschichte unterschiedlich ausgefallen. Im klassischen Griechenland hatte das öffentliche politische Leben einen zentralen Stellenwert, und der Privatmensch wurde *idiotes* genannt. Aber schon die Epikuräer stellten in Frage, ob der *idiotes* wirklich im heutigen Sinn ein Idiot sei oder ob es nicht vielmehr jene gewesen sind, die ihre höchste Erfüllung darin fanden, sich für das Gemeinwesen aufzuopfern und «für das Vaterland zu leben und sterben». Der biedermeierliche Wunsch, ein unbehelligter Privatmensch zu sein, entsprach schon immer den spontanen Wunschvorstellungen einer Mehrheit, während der seit der Antike als Modell propagierte *homo politicus* eher ehrgeizige Eliten anspricht. In ihrer extremen Ausprägung kann ja eine aktive Politik auch als der dauernde Versuch gewertet werden, sich in die Angelegen-

.....
Der biedermeierliche Wunsch, ein unbehelligter Privatmensch zu sein, entsprach schon immer den spontanen Wunschvorstellungen einer Mehrheit.

Bürgerliche Familie, Herisau, ca. 1853, Atelier Rittmeyer, St. Gallen.



heiten anderer Menschen einzumischen... Die Chancen, einen wirklich positiven, persönlichen Beitrag zum Gemeinwohl und zur Entwicklung der Menschheit zu leisten sind – vor allem in friedlicheren Zeiten – im kleinen und kleinsten persönlichen Umfeld oft grösser als im Rahmen nationaler oder internationaler Politik, und jene, die vor der eigenen Türe und im eigenen Haus wischen, sind nicht einfach sozialschädliche Egoisten. Die zentrale Bedeutung des häuslichen Glücks ist schon vor über 2000 Jahren entdeckt worden: «Leben und leben lassen», «niemandem schaden», «pour vivre bien vivons cachés», «my home is my castle», lauten die entsprechenden Maximen, und das Haus und die Familie werden aus dieser Sicht als private Nische und nicht als Käfig empfunden. Nach diesen durchaus aktuell gebliebenen Auffassungen (die übrigens auch in neueren Umfragen über wichtigste Lebensziele – vor allem im Rückblick und von älteren Menschen – von eindrücklichen Mehrheiten bestätigt werden) ist das kleine private Glück dem Glück des Helden vorzuziehen, der für sein Vaterland oder seine Firma stirbt, leidet oder schuftet. Viele Frauen haben mit der Suche des Glücks im kleinen und kleinsten Kreis den zukunftssträchtigeren und auch gesamtgesellschaftlich weniger riskanten Ansatz gewählt, selbst wenn das erhoffte Glück allzu oft utopisch geblieben ist und bleibt. Niemand behauptet, die real existierende Familie sei seit je eine Quelle ungetrübten Glücks gewesen. Das Alte Testament und

Die Roman-
literatur des
letzten
Jahrhunderts hat
speziell das
Unglück von
Frauen in Ehe
und Familie subtil
beschrieben.

die antike Sagenwelt enthalten eindrückliche Beispiele von Familientragödien, und die Romanliteratur des letzten Jahrhunderts hat speziell das Unglück von Frauen in Ehe und Familie subtil beschrieben. *Balzac*s «Eugénie Grandet», *Flauberts* «Madame Bovary» und *Theodor Fontanes* «Effi Briest» können etwa auch als radikale Kritik an der bürgerlichen Familie gelesen werden. Hinter der Kritik an zeitbedingten Missständen steht aber auch die Auseinandersetzung mit den Grundproblemen der Rollenteilung zwischen Männern und Frauen, Vätern und Müttern. Literarische Meisterwerke gehen meist weiter und schürfen tiefer als die oft nur auf Sexualität fixierte Psychoanalyse, und sie sind umfassender als die marxistische Kritik, die alle Ehe- und Familienprobleme als Macht- und Besitzeskonflikte deutet.

Eltern- und Gattenliebe sind nichts Neuzeitliches

Als die linke Familienkritik sogar die Liebe unter Ehegatten als eine «Erfindung» des 19. Jahrhunderts charakterisieren wollte, war sie wohl – auch in historischer und kulturvergleichender Sicht – allzu einseitig, engstirnig und kurzsichtig, und wenn man heute etwa im Feuilleton der NZZ lesen kann, die Liebe sei für das Kino erfunden worden (*Andrea Köhler*, NZZ, Nr. 182 vom 9./10. August 1997), so ist das – hoffentlich – ironisch gemeint. Literarische Werke, die eine Oberschicht betreffen, liefern allerdings keine verallgemeinerungsfähigen Hinweise für eine Verbreitung von emotionalen Verhaltensmustern. Penelope ist kein «Beweis» für die Gattinnenliebe und -treue in der Durchschnittsfamilie des alten Griechenland. Es ist aber doch einigermaßen überheblich, wenn zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter der Sozialgeschichte und der Soziologie rückblickend den anonym gebliebenen «Massen» jede eheliche und familiäre «Gefühlskultur» absprechen und das Alltagsleben generell auf den brutalen biologischen Überlebenskampf reduzieren und die Kinder nur als ökonomischen Faktor im engeren materialistischen Sinn deuten. Auch Mutterliebe und Elternliebe sind keine Erfindung gefühlsduseliger europäischer Romanschriftsteller, sondern anthropologisch weltweit beobachtbare Verhaltensweisen, die in der

europäischen Kulturgeschichte nicht einmal besonders hoch entwickelt worden sind.

Die auf einem emotionalen und auch sozio-biologischen Tauschprinzip beruhenden Formen der Familiengründung sind unter Umständen nicht *gegen* die Frauen, sondern *mit* den Frauen und vielleicht sogar *durch* die Frauen entwickelt worden. Natürlich ist die Kernfamilie lediglich *eine* – allerdings eine relativ erprobte und nicht grundsätzlich frauenfeindliche – Spielart des Zusammenlebens in Kleingruppen. Die Konsensehe ist mit Sicherheit schon vor dem 19. Jahrhundert «erfunden» worden, auch wenn sie selten genug zum «Normalfall» wurde. Vermutlich sind Frauen an der Entwicklung dieser Partnerschaftsform bzw. ihres Ideals, nicht unwesentlich beteiligt gewesen –, und zwar nicht nur die Frauen der Oberschicht. Sie sind möglicherweise aufgrund ihrer naturbedingten Nähr-, Schutz- und Pflegefunktionen nicht nur bei der «Entdeckung» und Entwicklung der Konsensehe, sondern auch bei anderen kulturellen Errungenschaften wie der Sprache, der Viehzucht und des Ackerbaus massgeblich und führend beteiligt.

Die Ehe ist kein Käfig für Frauen

Simone de Beauvoir hat aufgrund ihrer marxistischen Sicht die Ehe als Käfig, als männerfreundliche Institution zu Lasten der Frauen gedeutet. Mit guten Gründen kann man auch die abweichende These aufstellen, die Konsensehe sei «von Frauen für Menschen» entwickelt worden – nicht *gegen* die Männer, aber *trotz* den Männern. Frauen haben aufgrund ihrer Bedürfnisse die Männer über Jahrtausende hinweg zur Ehe- und Familientauglichkeit «gezähmt» und «herangezogen», wobei die Erfolge zwar begrenzt, aber doch beachtlich sind. Das Experiment der wechselseitigen Adaptation und Akkommodation der Geschlechter an ihre teils gleichen und teils widersprüchlichen sozio-biologischen Bedürfnisse und Programmierungen ist seit Jahrtausenden in vollem Gang und vom Resultat her durchaus offen. Frauen haben dabei nicht immer eine passive Rolle gespielt.

Die traditionelle bürgerliche Familie ist angesichts starker sozialer Veränderungen

keine Endstation. Vermutlich streben heute viele – aber nicht alle – Ehe- und Familienfrauen nach mehr ausserhäuslicher Selbstentfaltung und nach ökonomischer Eigenständigkeit, wobei die Frage offen bleibt, ob diese Wünsche immer spontan sind oder lediglich eine Folge von neuen Gruppenzwängen. Wenn die Familie diesem Wandel Rechnung tragen will, so müssen jene Funktionen, die traditionellerweise von Frauen erfüllt worden sind, entweder durch staatliche oder private Dienstleistungen Dritter oder durch eine innerfamiliäre Neuverteilung der Aufgaben bzw. durch Kombinationen dieser Lösungsvarianten übernommen werden. Aus liberaler Sicht sollten in erster Linie die faktisch existierenden, aber nur selten reflektierten und ausgehandelten Partnerschaftsverträge bezüglich der Vater- und Haushalterrolle neu ausgehandelt werden. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um irgendwelche Papiere, sondern um gelebte flexible Vereinbarungen, die ihrerseits etwa auch mit dem Einbezug der Grosseltern kombinierbar sind, was für alle Beteiligten durchaus zukunftssträchtige Perspektiven eröffnet und nicht einfach als nostalgisches Relikt abgetan werden sollte. Vielleicht braucht es auch mehr und zusätzliche Formen privatwirtschaftlicher Arbeitsteilung, in welcher innerhäusliche Dienstleistungen d. h. «Familienhilfe» als Beruf wieder vermehrt auf kommerzieller Basis angeboten und nachgefragt werden – ein weites Feld für die private Schaffung von Arbeitsplätzen, über das man nicht voreilig die Nase rümpfen sollte. Die Arbeit im Bereich Familie und Haushalt geniesst leider nicht das Ansehen, das ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entsprechen würde.

Unterschiedliche Prioritäten

Das Postulat, dass sich Ehemänner und Familienväter in Haushalt- und Familienbelangen vermehrt engagieren sollten, ist einleuchtend und berechtigt, und es wird in seiner allgemeinen Formulierung auch kaum mehr bestritten. Trotzdem harzt es bei der Umsetzung, und die Versuchung ist da, diesbezüglich mit gesetzlichem Druck nachzuhelfen. Hier muss die liberale Skepsis wach werden. Frauen, die ihre Priorität im familiären Bereich setzen,

sind nicht einfach «altmodisch», und sie sind auch nicht Opfer einer Diskriminierung im «Geschlechterkampf». Viele entscheiden sich bewusst für diese Option. Selbstverständlich gibt es neue Mischformen der Rollenteilung und eine vermehrte und verbesserte Berücksichtigung und Aufeinander-Abstimmung von Wünschen, die in verschiedenen Phasen einer Biographie auch verschieden aussehen können.

Die politisch interessante Frage ist nun, ob es möglich und erwünscht ist, in diesen – nicht nur historischen, sondern auch anthropologischen – Entwicklungsprozess der wechselseitigen Adaptation von Angebot und Nachfrage im Rahmen der Ehe und der Familie steuernd und intervenierend einzugreifen. Mindestens dort, wo Rechtsnormen, Sozialversicherungssysteme und Lehrprogramme der Staatsschule bestimmte Rollenbilder fixieren und den erwähnten Entwicklungsprozess bremsen oder verfälschen, sind Liberalisierungen im Sinn der Deregulierung anzustreben. Es braucht keine neuen Eingriffe, sondern einen Abbau von bestehenden «Verfälschungen» spontaner Prozesse. Das Vorurteil, man müsse zwingende Vorschriften zugunsten des sogenannt schwächeren Partners erlassen, widerspricht m.E. dem Bild eines durch Jahrtausende immer wieder neu ausgehandelten Vertrags der Geschlechter.

«Männerstreik» bei Haushalt und Familienarbeit?

Es ist allerdings nicht zu leugnen, dass Männer beim Durchsetzen ihrer Interessen immer wieder auf traditionelle Vorrechte gepocht haben und oft auch vor der Anwendung physischer Gewalt nicht zurückschreckten. Frauen entwickelten demgegenüber aber *auch* Strategien, in denen sie ihre biologische und sozio-kulturelle Überlegenheit oft mit Erfolg einsetzten, und nicht selten ist – nach dem chinesischen Sprichwort – «Wasser härter als Stein» gewesen. Frauen haben also im von jedem Paar immer wieder neu ausgehandelten Vertrag der Geschlechter durchaus ihr Verhandlungs-, Verführungs- und Verweigerungspotential.

Die ungleiche Belastung im Haushalt und in der Familie kann nicht einfach unter den Stichworten «kollektiver solidarischer

.....

*Das Postulat,
dass sich
Ehemänner und
Familienväter in
Haushalt- und
Familienbelangen
vermehrt enga-
gieren sollten,
ist einleuchtend
und berechtigt.*

.....

Männerstreik» und «Rollendiskriminierung» abgehandelt werden. Viele Frauen akzeptieren traditionelle Rollenmuster auch, weil sie in einer konkreten Situation vergleichsweise am meisten Vorteile bieten. Man kann sich fragen, ob die Vorstellung von einer jahrhundert- oder jahrtausendealten systematischen Diskriminierung der Frau nicht auch etwas Frauenfeindliches an sich hat. So dumm und so schwach, dass sie sich systematisch «ins Laufgitter» von Haushalt und Familie sperren und unterdrücken lassen, sind nämlich die meisten Frauen gar nicht... Gibt es aber so etwas wie eine erfolgreiche und folgenreiche kollektive Dienstverweigerung der Männer im innerhäuslichen Bereich? Warum bleibt dort so vieles an den Ehefrauen und Müttern hängen? Aus der Beobachtung und der Beschreibung sogenannt naturbedingter Unterschiede kann nicht abgeleitet werden, was normalerweise vereinbart werden sollte; denn es kennzeichnet den Menschen als kulturelles und soziales Wesen, dass er kein Sklave der Natur ist. Eine sorgfältige Analyse von natur- und kulturbedingten Prägungen kann aber für die richtige Einschätzung der individuellen und kollektiven Spielräume hilfreich sein. Vor Illusionen über die souveräne Ausgestaltung sei ebenso gewarnt wie vor der resignierten Kapitulation gegenüber allen Zwängen.

Der Staat als Lückenbüsser?

Die konservativen Reflexe gegenüber Veränderungen im partnerschaftlichen Rollenverhalten sind nicht zufällig. Es steht sehr viel auf dem Spiel. Kann eine Gesellschaft den «Auszug der Frau» aus den Familienpflichten zulassen ohne sicherzustellen, dass der «Einbezug der Männer» problemlos und lückenlos klappt? Es ist eine Frage des Wollens und des Könnens und auch eine Frage des Risikos.

Die heute politisch im Vordergrund stehende Lösung, die «Familienarbeit» an

.....

*Vor Illusionen
über die
souveräne
Ausgestaltung sei
ebenso gewarnt
wie vor der
resignierten
Kapitulation
gegenüber allen
Zwängen.*

.....

staatliche Institutionen abzutreten, kann durchaus auch als männliche Ausweichstrategie gedeutet werden, als Verweigerung, die innerfamiliäre Arbeitsteilung partnerschaftlich neu auszuhandeln. Was durch Übereinkunft nicht gelöst werden will, soll durch Kollektivierung und Zwang sichergestellt werden. Der Staat wird dabei zum allzuständigen Lückenbüsser, zum Vater- und Mutterersatz. Die Erfahrungen, welche in sozialistischen Staaten mit der sogenannten Frauenbefreiung gemacht wurden, sind nicht ermunternd. Die partnerschaftliche Mitbeteiligung der Männer an häuslichen, innerfamiliären Aufgaben ist dort signifikant schlechter geblieben als in nicht-sozialistischen Gesellschaften. Der Staat eignet sich offenbar allenfalls temporär als Konservator sozialer und kultureller Strukturen, aber wenn er «Umerzieher» oder «Innovator» sein will, wird er häufig nur zum «Kaputtmacher».

Es ist zu hoffen und zu erwarten, dass durch soziale Lernprozesse in partnerschaftlichen Strukturen die Bereitschaft der Ehemänner und Väter zu innerhäuslichem und familiärem Engagement wächst und dass sich ein Wandel bei den Prioritäten auch bei der Partnerwahl und auf dem Arbeitsmarkt auswirkt, wenn gut gemeinte familienpolitische und «emanzipatorische» Interventionen und Regulierungen abgebaut werden. Das Potential des in Traditionen gespeicherten Erfahrungsschatzes ist hingegen nicht zu unterschätzen. Am vorteilhaftesten ist das Herantasten an bessere Lösungen durch eine sehr grosse Zahl nicht zentraler Experimente und Optionen, die offen konkurrieren. Gegenüber einer staatlichen Familienfinanzierung und anderen politischen Beeinflussungen der Geschlechterrollen und der innerfamiliären Arbeitsteilung ist grösste Skepsis angebracht; denn in erster Linie handelt es sich um einen sozialen Lern- und Veränderungsprozess, bei dem niemand «die richtige Lösung» kennt. ♦

Mathias Binswanger, geboren 1962, studierte Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und promovierte in Deutschland an der Universität Kassel zum Dr. rer. pol.; anschliessend war er als Berater für die Abteilung Umwelt und Verkehr der Volkswagen AG tätig. 1993 bis 1994 arbeitete er am Institut für Wirtschaft und Ökologie (IWÖ) der Hochschule St. Gallen als Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Rahmen eines Nationalfondsprojekts über ökologischen Strukturwandel in der Schweiz. Von 1995 bis Anfang 1998 erfolgte die Ausarbeitung einer Habilitation zum Zusammenhang zwischen Aktienkursen und der Realwirtschaft.

INEFFIZIENTE PARTNERMÄRKTE UND GERINGE OPPORTUNITÄTSKOSTEN: WARUM DIE EHE ÜBERLEBEN WIRD!

Rein ökonomisch betrachtet scheint eine Ehe heute wenig Sinn zu machen. Erstaunlich ist nicht, dass die Zahl der Eheschliessungen im langfristigen Trend leicht zurückgeht, sondern mit welcher Hartnäckigkeit an dieser Institution festgehalten wird. Dies, obwohl aus dem unauflöslichen Bund fürs Leben mittlerweile eher kurz- bis mittelfristige Engagements geworden sind, die im Durchschnitt in der Schweiz gerade noch 7 Jahre dauern. Die Chance auf eine Scheidung durch den Tod liegt bei etwa 60 Prozent, was die Ehe zu einem ziemlich riskanten Projekt macht. In der Wirtschaft würden nur wenige Menschen, die das Ja-Wort geben, in ein Projekt investieren, das in vierzig von hundert Fällen scheitert.

Es ist längst nicht mehr klar, was man eigentlich durch eine Ehe «gewinnt». Früher war das viel eindeutiger. Die Frau partizipierte durch die Ehe am Einkommen des Mannes und «bezahlte» dafür mit Hausarbeit, Kindererziehung und, last but not least, ihrem Körper. Auf die Kinder war man wiederum als Altersvorsorge angewiesen, so dass Ehe gleichzeitig auch Familie bedeutete. Heute ist das anders. In allen Industrieländern sind die Frauen am Erwerbsleben beteiligt, was die Ehe destabilisiert hat. In vielen Industrieländern gibt es einen statistisch signifikanten Zusammenhang zwischen dem Anstieg der weiblichen Berufstätigkeit und dem Anstieg der Scheidungsrate nach 1970. Und eigene Kinder nützen bei der Altersvorsorge wenig. Sie sind im Gegenteil zu einer schweren finanziellen Belastung geworden. Nach einer kürzlich veröffentlichten Studie soll ein Kind insgesamt 820 000 Franken kosten. Natürlich ist die konkrete Zahl dieser Studie, wie bei den meisten Studien, an den Haaren herbeigezogen, doch illustriert sie, dass sich Kinder nur aus nicht-materiellen Gründen «lohnen» können. Aus diesen und weiteren Gründen prophezeit der amerikanische Soziologe Francis Fukuyama (ja der, der auch schon das Ende der Geschichte prophezeit hat) in seinem für 1999 geplanten Buch «Der grosse Bruch» bereits das Ende der Familie.

Doch das Ende der Familie ist nicht so nahe, wie Fukuyama meint. Denn Ehe und

Familie werden geschützt. Nein, nicht durch die Kirche, denn diese muss heute um ihre eigene Ehe mit dem Staat bangen. Die Ehe wird geschützt durch die enormen Transaktionskosten und Informationsasymmetrien auf den Partnermärkten und die hierzulande geringen Opportunitätskosten einer Ehe. Die Ökonomie spielt also doch noch eine Rolle, und ich werde gleich daran gehen, die erwähnten ökonomischen Fachtermini zu enträtseln.

Gemäss der massgeblich von dem amerikanischen Ökonomen und Nobelpreisträger Gary Becker entwickelten sogenannten *New Home Economics* müsste sich eine Partnersuche unter rational handelnden Individuen folgendermassen abspielen. Will jemand einen Partner haben, weil ihm oder ihr das Singledasein verleidet ist, dann startet er einen Suchprozess, der in eine extensive und eine intensive Komponente zerfällt. Während der extensiven Phase wird ein möglichst grosses Spektrum an potentiellen Partnern gesichtet, aus dem dann in der intensiven Phase wenige vorausgewählte Kandidaten einer genauen Prüfung (*Screening* und *Monitoring*) unterzogen werden. Allerdings ist die Partnersuche nicht gratis. Deshalb wird ein heiratswilliges Individuum solange nach einem geeigneten Partner suchen, wie die zusätzlichen Kosten dieser Suche (Grenzkosten) geringer sind als der zusätzlich entstehende Ertrag (Grenzertrag), den er oder sie sich durch die Suche

nach weiteren möglichen Partnern verspricht.

Hat man sich dann erst einmal einen Überblick über den Markt verschafft, werden die in Frage kommenden Heiratskandidaten in der intensiven Phase auf ihre Eigenschaften hin abgecheckt. Schliesslich wird dann der Partner gewählt, bei welchem der Ertrag der Partnerschaft im Vergleich zum entgangenen Nutzen (den Opportunitätskosten) des Singledaseins am grössten ist. Haben sich zwei Individuen nach diesem rationalen Auswahlverfahren gefunden, dann sollten sie eigentlich glücklich bis an ihr Lebensende zusammenbleiben; denn sie haben ja den für sie optimalen Partner gefunden. Zwar werden ehemals optimale Partner später nicht selten zu suboptimalen Partnern, da sich Bedürfnisse, Eigenschaften, Aussehen usw. mit der Zeit ändern. Doch ein wirklich rationales Individuum sollte auch das bereits voraussehen und in den Entscheid miteinbeziehen. Ist beispielsweise das Aussehen ein wichtiges Kriterium, dann müsste das zukünftige erwartete Aussehen aller möglichen Partner über die erwartete Dauer der Partnerschaft auf den jetzigen Zeitpunkt abdiskontiert werden, was jüngere oder langsamer alternde potentielle Partner bevorzugt. Erst dann kann auch ein langfristig optimaler Entscheid gefällt werden.

Schlecht informiert

In der Praxis sind wir hier in Westeuropa von diesem Idealmodell meilenweit entfernt. Von einer Auswahl unter einer Vielzahl von potentiellen Partnern können die meisten nur träumen. Dieses Privileg bleibt einigen besonders gut aussehenden oder besonders prominenten oder besonders reichen Mitbürgern vorbehalten. Nur eine Minderheit spielt in der Nationalliga A und kann sich die Top-Angebote aussuchen. Der Normalbürger ist schon froh, wenn er pro Jahr ein paar wenige Zufallsbekanntschaften mit dem anderen Geschlecht macht, oder, auch nicht selten, wenn er überhaupt jemanden trifft. Die meisten Partnerschaften sind pure Zufallsprodukte und von einem rational durchgeführten *Screening* und *Monitoring* kann nicht im entferntesten die Rede sein. Ein solches findet, wenn überhaupt, nur in kleinen Mikrowelten wie etwa dem Ar-

beitsplatz statt, wo es vielleicht möglich ist, unter zwei in Frage kommenden Partnern den optimalen zu wählen. Aber das ist nicht gerade berauschend im Zeitalter der Globalisierung.

Warum sind unsere Partnermärkte so weit vom postulierten Modell eines perfekten Heiratsmarktes entfernt? Der Grund liegt bei den enormen Kosten, die mit einer Partnersuche verbunden sind. Der Partnermarkt ist eben ein sehr spezieller Markt, bei dem die Information über das Gut (den potentiellen Partner) höchst einseitig verteilt ist: Es herrscht Informationsasymmetrie. Der Nachfrager ist schlecht informiert und weiss praktisch nichts über den zu findenden Partner, der häufig selbst nicht einmal weiss, dass er als Anbieter in Erscheinung tritt. Schlechte Information der Nachfrager ist an und für sich nichts besonderes, denn wenn ich zum Beispiel einen neuen Computer kaufen möchte, dann ist das ganz ähnlich. Im Gegensatz zu den Computeranbietern bin ich meist nur unzureichend informiert, doch diesem Zustand kann mit relativ wenig Aufwand abgeholfen werden. Ich muss nur in einige Geschäfte gehen und mich über das Angebot orientieren, bis ich genügend Informationen besitze, um einen Kaufentscheid zu fällen. Beim Heiratsmarkt geht das leider nicht. Heiratsmärkte sind nicht nur durch Informationsasymmetrien gekennzeichnet. Sie sind in reichen Ländern wie der Schweiz, wenn man so will, extrem illiquid. Man muss schon einen enormen Aufwand betreiben, um überhaupt einen möglichen Partner zu finden und darf sich diesen Aufwand dann nicht einmal anmerken lassen, denn es soll ja auch noch zwanglos wirken. Und hat man erst einmal einen möglichen Partner gefunden, dann gilt es weiter herausfinden, ob er oder sie überhaupt Interesse hat, was in vielen Fällen einen weiteren beträchtlichen Aufwand nach sich zieht, der häufig nicht einmal von Erfolg gekrönt ist.

Man kann sich nun fragen, warum das alles so kompliziert ist. Eigentlich wäre es doch ganz einfach. Wir haben aber den Partnermarkt durch die Art unseres sozialen Zusammenlebens und die damit verbundenen (meist ungeschriebenen) Regeln und Konventionen so kompliziert und illiquid gemacht, dass man im Partnermarkt nur auf hundert Umwegen zum

.....

*Der Partnermarkt
ist eben ein
sehr spezieller
Markt, bei dem
die Information
über den poten-
tiellen Partner
höchst einseitig
verteilt ist.*

.....

Ziel kommt. Doch, und das ist das Entscheidende hier: Die Illiquidität des Partnermarktes ist einer der Faktoren, welcher die Ehe schützt; denn in den meisten Fällen ist der Suchaufwand (die Such- und Transaktionskosten) so gross, dass, wenn man einmal einen einigermaßen passenden Partner gefunden hat, dieser nicht leichtfertig wieder aufgegeben wird. Auch Ehen, die nicht zwingend das Prädikat «Traumehe» verdienen, bleiben so nicht selten erhalten. Nicht weil einer der Partner finanziell auf den anderen angewiesen ist, sondern weil es mit so viel Aufwand verbunden ist, jemanden zu finden, von dem man noch nicht einmal weiss, ob er dann wirklich besser ist.

Dritte Welt ist erste Wahl

Ja aber, so wird man nun einwenden, für dieses Problem gibt es eine einfache Lösung: Partnersuchinserate in Zeitungen oder auf dem Internet. Doch auch diese Märkte scheitern an der bestehenden Informationsasymmetrie. Hier kommt nämlich ein weiteres Element hinzu, welches Ökonomen als adverse Selektion oder negative Auslese bezeichnen. Es besteht ein Anreiz, nur die positiven Eigenschaften anzupreisen, denn der Nachfrager ist nicht informiert und kann die Angebote nicht einordnen.

Allerdings gibt es im Zuge der Globalisierung noch eine zweite Variante, wie sich

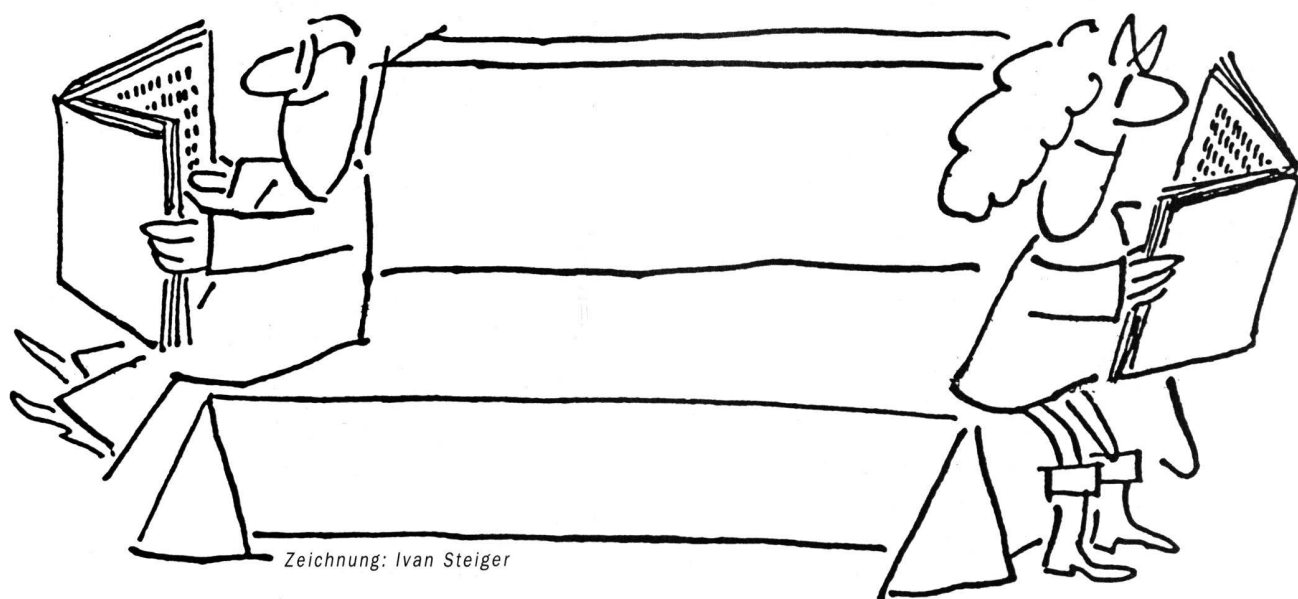
.....

*Die Illiquidität
des
Partnermarktes
ist einer der
Faktoren, welcher
die Ehe schützt,
denn in den
meisten Fällen
ist der
Suchaufwand so
gross, dass,
wenn man
einmal einen
einigermaßen
passenden
Partner gefunden
hat, dieser nicht
leichtfertig
wieder
aufgegeben wird.*

.....

die hohen Transaktionskosten des Heiratsmarktes verringern lassen. Man geht in ein Land, wo diese Kosten gering und Partnermärkte «traumhaft» liquid sind. Diese Länder sind, wie man unschwer erraten wird, Entwicklungsländer, wo sich ohne grossen Aufwand ein *Screening* und *Monitoring* möglicher Partner durchführen lässt. Wie ich in einem Artikel für die «Weltwoche» aufgezeigt habe, wird von dieser Möglichkeit in steigendem Ausmass Gebrauch gemacht. Besonders Brasilien, Thailand, die Philippinen und die Dominikanische Republik erfreuen sich bei partnersuchenden Männern grosser Beliebtheit. Der geringere Grad an Emanzipiertheit der Frauen mag dabei eine Rolle spielen. In diesen und weiteren Ländern erlauben es die Konventionen, Frauen auf der Strasse anzusprechen. Natürlich ist man als Nachfrager nur solange interessant, wie man aus einem reichen Land kommt, doch diese Bedingung erfüllt der Schweizer und auch die Schweizerin nach wie vor mit Bravour.

Die Möglichkeit in liquide Partnermärkte in der Dritten Welt auszuweichen, wirkt sich tendenziell als Gefährdung der Ehe aus, da sie den Suchaufwand, um einen neuen Partner zu finden, herabsetzt. Doch der Mehrheit der Menschen fehlt vor allem aufgrund beruflicher Engagements und persönlicher Inflexibilität nach wie vor die Möglichkeit, intensiv von diesen Märkten Gebrauch zu machen. Für viele



Zeichnung: Ivan Steiger

Menschen hierzulande spielt sich das Sozialleben ab einem bestimmten Alter (so zwischen 30 und 40) mehrheitlich in den eigenen vier Wänden ab. Da gibt es keine rauschenden Feste, die man ohne Partner feiern würde, oder faszinierende Bekanntschaften, die man machen könnte. Man kann höchstens abends länger im Büro bleiben, ohne dies jemandem mitteilen zu müssen. Das Singledasein ist für die meisten genügend unattraktiv, um eine Heirat auch ökonomisch zu rechtfertigen, da einem nur wenig entgeht, wenn man es aufgibt. Das heisst: Die Opportunitätskosten sind gering. Und diese geringen Opportunitätskosten schützen zusammen mit den hohen Transaktionskosten der Partnermärkte die Ehe. Ohne eine umwäl-

Das Singledasein
ist für die
meisten genügend
unattraktiv, um
eine Heirat auch
ökonomisch zu
rechtfertigen, da
einem nur wenig
entgeht, wenn
man es aufgibt.

zende Änderung in der Art unseres Soziallebens wird uns die Ehe deshalb erhalten bleiben. ♦

Literatur:

Gary Becker, A Theory of Marriage. *Journal of Political Economy*, 81, 1973, 813–846.

Gary Becker, A Treatise on the Family. Cambridge Mass., 1981.

Mathias Binswanger, Die Suche nach attraktiven Partnern ist grenzenlos. *Die Weltwoche*, Nr. 1 1996, S. 36.

Francis Fukuyama, Der grosse Bruch (erscheint 1999).

Karl Hans Hartwig, Partnerschaften – Ökonomie zwischenmenschlicher Beziehungen, in: Bernd Ramb und Manfred Tietzel (Hrsg.). *Ökonomische Verhaltenstheorie*. München 1993.

SPLITTER

Am entscheidendsten für den Niedergang der Ehe jedoch sind zweifellos die Verschiebungen zwischen männlichem und weiblichem Einkommen in den meisten postindustriellen Gesellschaften und die wirksame Geburtenkontrolle. Wie bereits ausgeführt, kann die Ehe als stillschweigendes Abkommen zwischen zwei Menschen betrachtet werden: Kinder gegen Geld. Um dieses wichtige Abkommen haben sich in allen Kulturen starke soziale Normen herausgebildet. In der westlichen Kultur zum Beispiel muss ein Mann den Verdienst eines Grossteils seines Lebens an seine Frau und die Kinder abliefern, um seine ernsthaften Absichten zu beweisen. Die moderne Geburtenkontrolle hat dieses Abkommen auf dramatische Weise durchbrochen. Seit die Gefahr für die Frauen gebannt ist, ungewollt schwanger zu werden, könnten sie es sich auch erlauben, bei der Wahl ihrer Partner viel weniger selektiv vorzugehen. Die wahre Bedeutung der Pille aber liegt darin, dass Frauen erstmals Sex haben können, ohne sich um die ökonomischen Konsequenzen zu sorgen. Das befreit auch die Männer vom Gebot, sich um die Frau zu kümmern, falls sie schwanger wird.

aus: Francis Fukuyama, *Das Ende der Familie*, in *Weltwoche* Nr. 1, 1. Januar 1998.

Michael Wirth

DIE SWATCH AM KINDERARM

Lebensphasenverschiebungen und Geburtenrückgang lassen die Familie unter Zeitdruck geraten

Heute ist die Periode zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahr eine Zeit der grossen, nicht selten überstürzten Veränderungen, häufig auch des Scheiterns vieler Paare. Wen wundert es da, wenn die meisten Menschen als Blüte des Lebens nicht mehr das mittlere, sondern das junge Erwachsenenalter erleben.

In den Staaten der Europäischen Union heirateten in den letzten drei Jahrzehnten etwa 60 Prozent aller in einer ersten Ehe Geschiedenen wieder. Eine erstaunlich hohe Zahl, wenn man bedenkt, dass nicht selten mit der erneuten Heirat Versorgungsansprüche aus der ersten Ehe verloren gehen. Allerdings bedarf diese Zahl einer Relativierung. Denn über 70 Prozent derer, die nach einem ersten Scheitern das Wagnis der Ehe noch einmal eingehen, tun dies unmittelbar nach der Scheidung, und da statistisch gesehen die meisten Scheidungen zwischen dem dreissigsten und zweiundvierzigsten Lebensjahr der Eheleute vollzogen werden, tun sie es unter Zeitdruck. Denn entweder haben sie noch keine Kinder oder wollen sie auch mit dem neuen Partner, der neuen Partnerin. Tatsächlich haben die meisten (höher gebildeten) Frauen heute nur gerade mal eine Dekade zwischen dem dreissigsten und vierzigsten Lebensjahr Zeit fürs Kinderkriegen. Die wachsende Zahl der Zweitehen in den siebziger Jahren macht die Frage des Timings noch komplexer. Vornehmlich in den USA und Westeuropa fand Partnerschaft damals unter Ausschluss zeitlicher Normen statt – nie kämpften so viele Frauen gegen die biologische Uhr und bekamen Kinder, solange es noch ging, nie blieben allerdings auch so viele Frauen unverheiratet. In den achtziger Jahren folgten nur noch ein gutes Drittel dem «Karriere-Plan», dem ihre Mütter noch 30 Jahre zuvor gefolgt waren: Arbeit, Heirat, Kinderkriegen, Hausfrauendasein. Umfragen unter amerikanischen Frauen ergaben, dass sich in den sechziger Jahren nur noch 40 Prozent der Befragten über einen idealen Zeitpunkt für die Ehe einig waren, während es in den fünfziger

Jahren noch 90 Prozent gewesen waren. Das mittlere Lebensalter, das in den zwanzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg mit stabilen Ehen und wenigstens zwei Kindern verbunden war, ist heute eine Zeit schmerzlicher und kostspieliger Scheidungen und unabhängig werdender, in eine weitaus ungewissere Zukunft eilender Kinder. Als «zeitlos», wie man das damals gerne nannte, weil in derart festgefügt Familienstrukturen ein Tag dem andern ähnelte, mag man diesen Zustand nicht mehr ansehen, im Gegenteil: Heute ist die Periode zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahr eine Zeit der grossen, nicht selten überstürzten Veränderungen, häufig auch des Scheiterns vieler Paare. Wen wundert es da, wenn die meisten Menschen als Blüte des Lebens nicht mehr das mittlere, sondern das junge Erwachsenenalter erleben.

Die traditionellen Lebensphasen haben sich in signifikanter Weise nach vorn geschoben. Heute wird nicht mehr das Alter als Massstab für Kompetenz verwendet, sondern das Talent, die effektiv erbrachten Leistungen oder zumindest die vermutete Leistungsfähigkeit. Kaderpositionen werden mit immer jüngeren Menschen besetzt. In den USA, wo die radikale Verjüngung der Führungsmannschaft Ende der siebziger Jahre das Credo jedes Unternehmens wurde, sind die Wirkungen auf das Familienleben seit geraumer Zeit spürbar. Die männliche *Midlife-Crisis* hat nun plötzlich andere Gründe. Ausgelöst wird sie zumindest nicht mehr durch die Frage, ob der Mann seine Ziele erreicht hat, sondern dadurch, dass er mit 45 *alles* erreicht hat. Die Folge: nach neuer Motivation suchende Manager, die ihre Krise nur dadurch zu meistern wissen, dass sie mit

50 Job und Familie den Rücken kehren und zu Aussteigern werden.

Immer mehr Schulen, insbesondere private, gehen dazu über, Schülerinnen und Schüler aufgrund ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten, und nicht mehr aufgrund ihres Alters, zu fördern. Einher mit dieser Entwicklung geht eine zunehmende Flexibilisierung bereits im Kindesalter. Der Rat, den die amerikanische Publizistin Gail Sheehy ihren Lesern 1981 gab: «*Einer der schlimmsten Fehler im mittleren Lebensalter ist, sich über eine einzige Quelle der Identität zu definieren*», gilt heute auch für Kinder im Vorschul- und Schulalter. «Multiple Identitäten» heisst das Zauberwort. In frühen Jahren werden Kinder bereits in Krabbel- und Kinderkreise gebracht, und mit steigendem Alter in Gruppen, welche genau bestimmte Fähigkeiten anstreben. Schwimm-, Tanz-, Mal- und Musikstunden lassen Kinder frühzeitig lernen, unterschiedliche Rollen anzunehmen und die damit verbundenen Funktionen zu beherrschen. Immer nur für wenige Stunden und zweckgerichtet nimmt ein Kind jede Woche aufs neue fünf oder sechs Identitäten an. Ursache dieser frühen Pädagogisierung der Kindheit ist der Geburtenrückgang. Eine immer kleiner werdende Kinderzahl in der Nachbarschaft hat zur Vereinzelung geführt. Ihr wirkt man entgegen, indem man Kinder gleichsam künstlich in Kontakt miteinander bringt. Sportvereine hatten noch nie einen so grossen Zulauf wie in den letzten zwanzig Jahren. Selbst die Musikpädagogik hat sich dem Bedürfnis angepasst. Neben dem individuellen Erlernen eines Musikinstrumentes können die Kinder heute vielfach schon vom 10. Lebensjahr an in Kleinorchestern eintreten.

Kinder spüren heute schon früh den Druck der Zeit und lernen, entsprechend früh, mit ihm umzugehen. Doch die «Überwachung» ihrer mannigfaltigen «Engagements» liegt bei den Eltern. Ihre Erziehungstätigkeit beschränkt sich an einem ganz normalen Wochentag nicht selten auf die Kontrolle der Zeit (und im übrigen auf den Transport). Je früher das Kind den Eltern dabei helfen kann, um so besser, so scheint es. Ein Symptom dafür ist der Besitz von Armbanduhren im Vorschulalter. Zumindest aber die Zeit lesen können ist heute für einen Erstklässler

*In dem Masse,
wie sich Kinder
eines in Stunden
eingeteilten
Tagesablaufs
bewusst werden,
geraten sie in die
paradoxe
Situation,
einerseits über
Autonomie im
Sinne einer
Selbstkontrolle
zu verfügen, zum
anderen aber
auch ein Gefühl
für die
Eingeschränktheit
ihres Daseins zu
verspüren.*

eine Selbstverständlichkeit. In dem Masse, wie sich Kinder so nicht allein der Tageszeiten, sondern auch eines in Stunden eingeteilten Tagesablaufs bewusst werden, geraten sie in die paradoxe Situation, einerseits über Autonomie im Sinne einer Selbstkontrolle zu verfügen, zum anderen aber auch ein Gefühl für die Eingeschränktheit ihres Daseins zu verspüren – ein Defizit, das eigentlich nichts anderes als die fehlende Eigen- oder Mitverantwortlichkeit in der Gestaltung des Spiels mit den Geschwistern und den Kindern der Nachbarschaft aufdeckt. Will man auf das Modewort «Kreativität» nicht verzichten: Im freien Miteinander mit anderen Kindern äussert sie sich nicht weniger als in einer unter Anleitung besuchten Malgruppe.

Den Tag nicht als eine, sondern fünf, sechs oder sieben Zeiteinheiten mit ebensoviele zielgerichteten Rollen bzw. Identitäten begreifen zu müssen, läuft dem kindlichen Bedürfnis zuwider, Erfahrungen auch ganzheitlich zu machen, d.h. sich bewegen und zu denken, ohne eine permanent pragmatisch definierte Rolle zu spielen. Das Zusammensein mit Geschwistern und Nachbarkindern bot diese Möglichkeit. Die Auswirkungen von Vereinzelung und ihrer Kompensation durch künstliche funktionsorientierte Sozialisierung auf die Persönlichkeitsstrukturen und Sozialcharaktere sind heute noch kaum messbar und stellen ein dringliches Desiderat länderübergreifender Analysen und Forschungsbemühungen der Sozialpsychologie dar. ♦

Eine kleine Literatursammlung:

Hans Bertram, Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit, Bertelsmann Stiftung/VVA, Gütersloh 1997.

Karin Kurz, Das Erwerbsverhalten von Frauen in der intensiven Familienphase. Leske + Budrich, Opladen 1998.

John R. Gills, Mythos Familie. Auf der Suche nach der eigenen Lebensform, aus dem Amerikanischen übersetzt von Sonja Hauser, Beltz Quadriga Verlag, Weinheim und Berlin 1997.

Gabriele Reiter, Urvertrauen und Evolution in der Kindheit. Lang, Frankfurt, Bern, New York 1996.

Udo Rauchfleisch, Alternative Familienformen. Eltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner, Sammlung Vandenhoeck, Göttingen 1997.

Hans-Günter Gruber, Familie und christliche Ethik, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1995.

Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1994.